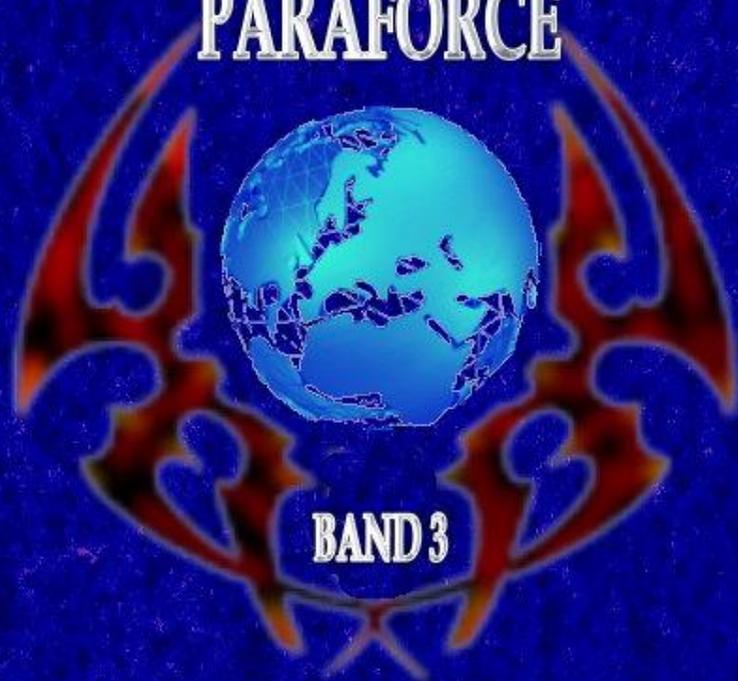


Klaus Frank

PARAFORCE



BAND 3

Jagd auf einen Totengeist

[WWW.GEISTERSPIEGEL.DE](http://WWW.GEISTERSPIEGEL.DE)



Klaus Frank

**Paraforce**

Band 3

**Jagd auf einen Totengeist**

[www.geisterspiegel.de](http://www.geisterspiegel.de)

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur mit Genehmigung der Herausgeber und des Autors wiedergegeben werden. Die private Nutzung (Download) bleibt davon unberührt.

Copyright © 2012 by Geisterspiegel

Geisterspiegel im Internet: [www.geisterspiegel.de](http://www.geisterspiegel.de)

Eva Kaulmann erwachte von einer Sekunde zur anderen aus ihrem tiefen Schlaf. Wie weggewischt war der belanglose Traum – Gärten, in der Sonne blitzende Seen, Kindergelächter –, der durch ihren Kopf gezogen war. Sie riss die Augen auf und blickte verstört in die Dunkelheit, welche sie umgab. Einen beängstigenden Augenblick lang fühlte sie sich vollkommen desorientiert und wusste nicht, wo sie war. Vielleicht doch noch im Traum gefangen, der ihr nun seine dunkle Seite präsentierte, wo es kein Gelächter mehr gab? Sie blickte umher, doch sie sah lediglich vage konturenlose Schemen. Es waren die ihr ansonsten verhassten Schnarchgeräusche ihres Mannes Georg, die Eva halfen, Ordnung in ihre verwirrten Sinne zu bekommen. Ganz klar, jetzt wusste sie es wieder: Sie befand sich in ihrem eigenen Bett; ihre linke Hand war in das Laken verkrallt, als wäre es das Übel des Schreckens, den sie empfand.

Sie atmete auf, aber das Gefühl der Erleichterung verpuffte sofort wieder. Mit ihrem Kopf schien etwas nicht zu stimmen; es fühlte sich an, als sei er von rostigem Draht umfasst, dessen Schlingen immer enger gezogen wurden. Genau in der Mitte ihres pochenden Hirns hockte ein schlimmer Schmerz, der ihren Körper gefühllos für alle anderen Reize zu machen schien.

Manchmal litt sie unter Migräne, aber das hier war eine gänzlich andere Erfahrung.

Und plötzlich hörte Eva Kaulmann die Stimme. Sie saß in ihrem Kopf, stellte sie fest; vermutlich war sie bereits die ganze Zeit dort gewesen, nur hatte sie das in dem Wust ihrer schmerzhaften Empfindungen nicht erkannt. Nicht nur Worte, sondern nun auch Bilder, die sich hinzugesellten. Bilder aus der Hölle, so schien es ihr. Sie sah Blut und Leiber, die es voller Ergebenheit verspritzten. Sie sah offene Münder, die gellende Schreie ausstießen, sah zerschlitzte

Körper und tote Augen. Nichts als Verderbnis, Tod und Zorn.

Eva Kaulmann atmete heftig. Sie blickte hinüber zu Georg, der von alldem nichts mitbekam. Sie wollte ihn wecken, als ihr noch etwas klar wurde. In ihrer rechten Hand, die unter der Bettdecke verborgen war, befand sich ein Gegenstand. Zaudernd lupfte sie die Bettdecke an und wagte einen scheuen Blick. Ein Schluchzen drang aus ihrer Kehle, als sie vage das Messer erkannte, das sie fest umpackt hielt. Wie kam es dorthin? Diese Frage war genauso unerlässlich wie jene nach der böartigen Stimme in ihrem Schädel. Beides hing miteinander zusammen.

Und als hätte die Stimme nur darauf gewartet, dass Eva das Messer entdeckte, wurde sie lauter und drängender. Sie spürte, wie ihr eigener Wille in die Ecke gedrängt wurde, als sei er ein Kaninchen im Käfig voller Schlangen. Jetzt war nur noch Raum für diese brutal klingende, leicht näselnde Stimme, die ihr nun Befehle erteilte, welche nicht zu missverstehen waren.

»Töte!«, sagte sie. Immer wieder: »Töte!«

Eva blickte auf das Messer, dessen Klinge unheilvoll und unglaublich scharf wirkte; das erkannte sie selbst in der Dunkelheit.

Der Horror, den sie empfand, überstieg die Grenze des Erträglichen. Ihre rechte Hand zitterte leicht, die Klinge des Messers darin vibrierte und Eva fügte sich unbeabsichtigt eine kleine Schnittwunde am Oberschenkel zu. Sie sah das Blut nicht, aber ihre verstörenden Gedanken reagierten sofort darauf und brüllten und tobten in ihrem Schädel, der zu platzen drohte. Eva schloss die Augen, aus denen Tränen rannen, und schüttelte den Kopf. Sie glaubte, den Verstand zu verlieren. Ein leises Wimmern entfuhr ihr.

Neben ihr regte sich Georg und fuhr stöhnend in die

Höhe. »Was ist denn?«, fragte er mit verschlafener Stimme. »Hattest du einen Albtraum?« Er streckte seine Hand aus und berührte Eva an der Schulter, die erschrocken zusammenzuckte, als sei ihr Mann der Feind, den es zu fürchten galt.

»Ich ...«, stieß sie aus, doch mehr als ein Krächzen wollte ihr nicht gelingen. Ihr Gesicht war tränenüberströmt, ihre Lippen bebten. Sie räusperte sich und setzte nochmals an. »Er sagt, ich muss dich töten.«

Einige Sekunden lang herrschte Schweigen im behaglich-dunklen Schlafzimmer der Kaulmanns. Von fern hörten sie zwei Kirchen, die beinah gleichzeitig die volle Stunde schlugen. Mechanisch zählte Georg Kaulmann die Glockentöne mit, während er mit verwirrter Miene zu seiner Frau hinüberblickte. Es war drei Uhr morgens; eine Zeit, in der er sich lieber mit schöneren Träumen beschäftigen wollte.

Was hatte Eva da gesagt? Das war doch verrückt! Nichts deutete darauf hin, dass sie sich einen Scherz erlaubt hatte, der auch allzu geschmacklos gewesen wäre. Somit konnte der Grund nur sein, dass sie immer noch in einem Albtraum gefangen war, der nicht weichen wollte. Es konnte nicht anders sein; ein Traum, aus dem es kein Entrinnen gab. Er lachte unsicher auf; es klang wie ein ersticktes Husten.

»He, Mädchen«, sagte er betont sanft und berührte sie erneut an der Schulter. »Komm zu dir. Du träumst ja noch.« Seine Worte klangen in seinen Ohren wie dummes Zeug; er musste zugeben, dass diese Situation ihn maßlos überforderte. *Konnten Menschen von einer Sekunde zur anderen den Verstand verlieren?*, überlegte er plötzlich.

»Da ist diese Stimme in meinem Kopf«, sagte sie mit be-

bender Stimme. Sie schüttelte den Kopf und schaute ihn angstvoll an. »Diese Stimme ... sie sagt es mir, Georg. Sie befiehlt es mir. Was soll ich denn dagegen tun? Sag es mir!« Sie rückte näher. Ihre Stimme wurde lauter. »Sag es mir! Ich kann ihn nicht aufhalten. Er sagt ...«

Mit einer Wucht, die Zähne zermalmen konnte, schnappte ihr Mund plötzlich mitten im Satz zu und sie stieß ein gequältes, irr klingendes Stöhnen aus. Dann hob sie ihre Hand und in der Dunkelheit wurde die unheilvolle Silhouette des Messers sichtbar.

Bevor Georg Kaufmann seine Frau fragen konnte, wie sie mitten in der Nacht an dieses grauenhafte Messer gelangt war, fuhr sie herum und stieß zu. Georg Kaufmann hatte sich in seinem Leben einige schlimme Verletzungen zugezogen, unter anderem nach einem schweren Motorradunfall, aber all diese Erinnerungen verblassten angesichts der Schmerzwelle, die nun in ihm aufbrandete. Echter Schmerz fühlte sich kalt an, bemerkte Georg, er war kalt wie der Tod. Das Messer war bis zum Griff seitlich in seinem Hals eingedrungen; er spürte, wie die beidseitig geschliffene Klinge Fleisch und Sehnen zerschlitze und Blut aus der Wunde schoss. Überall schien Blut zu sein; es besudelte das Bett, den Boden, die Wand hinter ihm. Es war in seinem Hals und seinem Mund und er bekam keine Luft mehr.

Er stieß ein blubberndes Krächzen aus. Beinahe schlimmer als der Tod, der immer näher heranpirschte, war für ihn die Ungewissheit, von wem Eva da gesprochen hatte. Die Zeit, das zu erfahren, würde ihm kaum mehr bleiben, das wusste er. Das Bett, auf dem er lag, war zu einem Meer aus Blut geworden.

Wieder blitzte das Messer auf, er sah es schemenhaft von oben nach unten fahren, und er bäumte sich auf, als es in

seine Bauchhöhle fuhr, dann schlitzte Eva, seine liebe, treue Eva, ihn bis zum Hals auf. Etwas Heißes fiel auf seine Hand, aber er war zu schwach, sie zu heben, um zu sehen, worum es sich handelte. Die Kälte, die er spürte, war nun allumfassend.

Er hörte jemanden schreien, aber der Schrei kam aus weiter Ferne, aus einem anderen Land, wie es schien, und erreichte ihn kaum.

*Meine ungute Frau*, dachte er, *sie ist doch verrückt geworden.*

Er rutschte seitlich vom Bett und stieß gegen den kleinen Nachttisch, der laut polternd umstürzte.

Das jedoch hörte Georg Kaulmann bereits nicht mehr. Die Finger seiner rechten Hand, die noch auf dem besudelten Bett lag, streckten sich wie zu einem Gruß, den er seiner Frau oder dem Haus widmete.

Eva Kaulmann lag quer auf dem blutüberströmten Bett und blickte auf den Leichnam ihres Mannes. Sie schluchzte und schrie. Sie nahm seine erschlaffte Hand und hielt und drückte sie. Sie hatte ihren Mann umgebracht; ihr rechter Arm hatte sich ihrem Willen widersetzt und immer wieder zugestochen, bis er sich nicht mehr regte. Sie hatte keine Chance, sich gegen den Einfluss der unheimlichen Stimme zur Wehr zu setzen, die immer wieder Worte der Aufstachelung ausgespien hatte. Wie war so etwas nur möglich? Eva Kaulmann bebte vor Panik und Entsetzen.

Nach einigen Sekunden stand sie langsam auf und ließ die erkaltende Hand der Leiche los, auch dies war auf den fremden Einfluss zurückzuführen. Die Stimme sorgte dafür, dass sie tapsig wie eine Schlafwandlerin das Schlafzimmer verließ. Unter ihren nackten Füßen schmatzte das Blut. Auf dem dunklen Flur wandte sie ihren Kopf hin zu einer geschlossenen Tür im ersten Stock des Einfamilienhauses, wo ein kleines Licht brannte, und sie setzte sich in

Bewegung.

*Nicht noch einmal!*, dachte sie voller Panik. *Nicht noch einmal!*

Doch ohne zu zögern steuerte sie weiter auf diesen Raum zu, hinter dessen Tür sie ihren achtjährigen Sohn Clemens wächte.

Die Stimme feuerte sie an, auch ihn zu töten.

Clemens stand in seinem hellblauen Schlafanzug hinter der Tür seines Zimmers und spähte durch das Schlüsselloch. Eine geraume Weile herrschte unten bereits Stille, doch er war nicht sicher, ob er dies für ein gutes Zeichen halten sollte. Er konnte die schrecklichen Laute von vorhin nicht einordnen; beinah war es ihm vorgekommen, als wäre noch jemand bei seinen Eltern gewesen, aber das war sicher vollkommen abwegig.

Plötzlich hörte er leise Schritte auf der Treppe. Clemens presste wieder ein Auge vor das Schlüsselloch und sah seine Mutter im Schein der Lampe, die nachts immer brannte. Ein leiser Schrei entfuhr ihm. Ihr kurzes Nachthemd war mit Blut getränkt, genau wie auch ihre Füße, und ihr Gesicht war eine verzerrte Grimasse, aus der groß und weiß und albtraumhaft ihre Augen hervorstachen. War das dort wirklich seine Mutter oder jemand Fremdes, der ihr Aussehen angenommen hatte, und nun zu ihm wollte? Ein Instinkt sagte ihm, dass er fort musste.

Ohne sich umzuschauen, ging er rückwärts zum Fenster. Als er es im Rücken spürte, drehte er sich um und öffnete es. Die Scharniere quietschten leise, das taten sie bereits seit Monaten; sein Vater hatte sich schon so oft vorgenommen, sie zu ölen, doch immer war etwas geschehen, das wichtiger war. Für einen Sprung war es zu hoch, wenn gleich Clemens oft mit offenen Augen davon geträumt hat-

te, es doch unversehrt schaffen zu können. Aber es gab einen anderen Weg, der gefahrloser zu bewältigen war. Bis fast an das Fenster wuchs der dicke Ast eines mächtigen Baums heran, den Clemens bereits oft als aufregende Alternative benutzt hatte, die Wohnung zu verlassen. Mehrmals hatten seine Eltern ihn deswegen gescholten, aber alle Versprechungen, es nie wieder zu tun, waren kurze Zeit darauf gebrochen worden.

Mit traumwandlerischer Sicherheit stieg Clemens auf das schmale Sims und hielt sich am oberen Rand des Fensterrahmens fest, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren. Es bedurfte nur eines großen Ausfallschrittes, um auf den Ast zu steigen. Genau das war jedoch stets der kritische Punkt, denn sobald er das tat, musste Clemens seine Hände vom Fensterrahmen lösen und allein auf seine Standsicherheit vertrauen. Ein wenig höher streckte sich ihm ein anderer, etwas dünnerer Ast entgegen, den er nur zu packen brauchte, um wieder sicheren Halt zu bekommen.

Gerade als er dort stand, wurde die Tür seines Zimmers aufgerissen und seine Mutter stieß einen irren Schrei aus, der Clemens' Finger beinahe vom Ast gelöst hätte. Er warf einen Blick in das Zimmer hinein und erwiderte den Schrei. Wie eine Furie stürzte seine Mutter zum Fenster, das Messer drohend über ihrem Kopf schwingend. Er sah die Tränen der Verzweiflung in ihrem Gesicht, was er als Widerspruch zu ihrem mörderischen Zorn empfand.

*Was hab ich denn getan?*, dachte er verzweifelt. *Was hat sie so böse gemacht?*

Beinahe war sie schon heran, um ihn zu packen, da löste Clemens sich aus der Starre, die ihn für einen Moment bewegungsunfähig gemacht hatte. Er wusste aus Erfahrung, dass der Rest ein Kinderspiel war, ein sanfter Abstieg von Geäst zum tieferen Geäst, das er ähnlich wie eine Treppe

nutzen konnte. Lediglich die letzten anderthalb Meter musste er springend überwinden.

Die Klinge fauchte nah an seinem Gesicht vorbei. Seine Mutter fiel beinahe aus dem Fenster, so weit lehnte sie sich hinaus. Noch einmal fuhr das Messer auf ihn zu und einen beängstigenden Augenblick lang befand Clemens sich mit beiden Füßen in der Luft, als er dem Hieb auswich. Wild strampelnd suchte er nach dem Ast, um wieder Tritt zu fassen.

Seine Mutter schrie und stieß heisere, beinahe kläffende Keuchlaute aus. Ihre weit aufgerissenen Augen waren leuchtende Scheiben des Irrsinns. Sie schien ihn gar nicht mehr zu erkennen. Schreiend und geifernd stieß sie das Messer nach ihm. Dann wuchtete sie sich aus dem Fenster hinaus und packte mit wilder Entschlossenheit einen Ast, der unter dem Ansturm zu brechen drohte.

Clemens beeilte sich, hinunter zur kleinen Grasfläche zu klettern, die ihr Haus von der Straße trennte.

Als er unten angelangt war, erblickte er das Gesicht seiner Mutter im Geäst des Baumes. Er sah ihre Tränen, die nicht zu der vor Wut verzerrten Grimasse passten. Wie ein Miniaturregenschauer fielen die Tränen zu ihm hinunter. Er streckte die Hand aus und ein warmer Tropfen landete wie eine Segnung auf seiner Handfläche.

Erneut stieß Eva Kaulmann einen grunzenden Schrei aus und der zauberische Augenblick zerfiel zu Staub.

Mit Schreck erkannte er, dass sie die Hälfte des Abstiegs bereits hinter sich gebracht hatte.

Eilig wandte Clemens sich um und rannte davon. Seine nackten Füße klatschten in schnellem Wirbel auf das raue Pflaster. In seinen Ohren klang es wie eine rasende Serie von Ohrfeigen. Ohne hinter sich zu blicken, überquerte er die nächtlich-ruhige Straße. Weiter vorn befand sich eine

kleine Parkanlage. Seine Hoffnung war, sich dort hinter einem Busch zu verkriechen. Was er dann tun sollte, wusste er beim besten Willen nicht, und diese Aussichtslosigkeit trieb ihm während des Laufens die Tränen in die Augen. Ihm wurde plötzlich klar, dass sein behütetes Leben plötzlich vorüber war; was immer jetzt noch folgen würde, war eine gänzlich andere Existenz.

Eva Kaulmann folgte ihrem Sohn im Abstand von einigen Metern. Sie war schneller als er, erkannte sie; die wütende Stimme in ihrem Kopf stachelte sie zur Höchstleistung an, sie drohte und schmeichelte, um dem schmerzenden Körper der Frau noch mehr Kraft zu entlocken. Der panische Rest ihres eigenen Ichs war rettungslos unterlegen und konnte dem Treiben nur noch folgen, ohne ihm Einhalt zu gebieten.

Sie überquerte ebenfalls die Straße, doch plötzlich wurde sie von einem hellen Lichtkreis eingefangen. Sie hörte Reifen ohrenbetäubend laut quietschen. Erschrocken wandte Eva Kaulmann den Kopf und sah einen weißen Lieferwagen vor ihr aufragen, der eine nächtliche Fracht transportierte.

*Zu spät!*, dachte sie, und diese Erkenntnis wurde von ihrem eigenen Bewusstsein erfreut aufgenommen, bedeutete es doch, dass Clemens, ihr Sohn, ungeschoren davonkam.

Sie vernahm einen hellen Schrei aus dem Innern des Lieferwagens und sah das bleiche Gesicht des Fahrers, der einen Moment zu spät reagiert hatte, vielleicht wegen einer Ablenkung oder aus Übermüdung. Dann war das brüllende Ungetüm heran. Eva Kaulmann sah den Kühlergrill, welcher aus der Nähe der Zahnreihe eines Hais ähnelte; dann wurde die Besessene davongewirbelt wie Laub in einer Sturmnacht. Die Frau überschlug sich mehrere Male und rutschte über den rauen Asphalt.

Blut lief ihr aus Mund und Ohren; am Rücken, im Gesicht und an den Beinen, die in einem unmöglichen Winkel vom Körper abstanden, hatte sie verheerende Schürfwunden. Wie ein Mahnmal hielt sie das Messer mit der Spitze nach oben zum Nachthimmel.

Stolpernd verließ der Fahrer seinen Lieferwagen und trat langsam heran. Ein Schock benebelte all seine Sinne, so war er für eine Weile nicht in der Lage, nach Hilfe zu rufen oder zu sehen, ob er für das Opfer noch etwas tun konnte. Er stand einfach reglos da und wurde Zeuge, als so etwas wie eine zitternde kleine Wolke aus dem Mund der Frau entwich. Sie stieg in die kühle Nachtluft empor und zerfaserte nach wenigen Momenten wie Zigarettenrauch.

\*\*\*

»Nun, was halten Sie davon?« Ben Fuller wurde von einem Mann gefragt, der sich ihm als Jacques Baptiste vorgestellt hatte. Durch Baptistes schwarzes Haar und den Schnurrbart wirkte sein Gesicht wie die Visage eines Finsterlings, wodurch er äußerst Respekt einflößend wirkte, aber dennoch spürte Fuller, dass er ein durchaus zukommender Zeitgenosse war, dessen tiefsinniger Charme hinter einer Wand aus Kaltschnäuzigkeit verborgen lag; das war eine Kombination, die so manch einen Gesprächspartner zunächst einmal brüskieren musste. Dass der erste Eindruck keineswegs stimmte, verrietten am ehesten Baptistes blaue Augen, die belustigt zu funkeln begannen, wenn etwas ihn erfreute.

Ben Fuller blickte auf die Kopie der Akte, die vor ihm lag. Baptiste hatte mehrere Passagen daraus zitiert und Ben musste zugeben, dass sie äußerst umfangreich war. Es gab kaum ein Jahr aus seinem Leben, das unerwähnt geblieben

war. Auch Daten aus seiner Kindheit fanden sich dort, inklusive dem Tod seiner Eltern.

Ganz vorn befand sich ein Foto von ihm und Ben rätselte, wann es aufgenommen worden war, doch er vermochte diese Frage nicht zu beantworten. Der Fotohintergrund gab keinen Aufschluss über den Ort, an dem er sich befunden hatte; mit einiger Sicherheit waren wesentliche Details mit einem Bildbearbeitungsprogramm entfernt worden. Er konnte lediglich sagen, dass es neueren Datums war, wenngleich er fand, dass er auf dem Foto älter als die zwei- unddreißig Jahre aussah, die er kürzlich geworden war. Vielleicht lag das am Ausdruck seiner Augen, die ein wenig zu niedergeschlagen blickten. Wenn Ben nur gewusst hätte, was er in dieser Sekunde empfunden und gedacht hatte. Es musste ein Sommertag gewesen sein, denn er trug ein kurzärmliges Hemd, und sein blondes Haar war von der Sonne heller geworden, als es sonst der Fall gewesen wäre.

Ben Fuller löste sich von der Begegnung mit sich selbst und hob den Blick. »Ihr Angebot ist verlockend«, antwortete er endlich, »aber ich kann kaum glauben, dass der Verfassungsschutz mich so ohne Weiteres gehen lassen will. Man könnte fast annehmen, denen liegt nicht viel an mir.«

Baptiste lächelte und breitete seine Arme in einer genauso umfassenden wie nichtssagenden Geste aus. »Wären Sie etwa enttäuscht deswegen? Immerhin hat man Sie in den Innendienst versetzt und ich vermute, dort wären Sie noch lange geblieben. Aber wir wissen, Sie sind jemand, der an die Front gehört, immerhin haben Sie dort Ihre größten Erfolge aufzuweisen. Jede Menge Ermittlungen, an denen Sie beteiligt waren, wurden ein großer Erfolg.«

Ben zuckte mit den Schultern, ohne diese Worte zu kommentieren. Gedankenverloren blickte er zum großen Fens-

ter hinaus. Wie ein Schauer aus farblosem Licht fiel der Sonnenschein ins Zimmer, doch er konnte weder die Sonne noch den Himmel sehen, da die Wolkenkratzer Manhattans ihm den Blick verwehrten.

Vor wenigen Stunden war er mit der Maschine aus Deutschland gelandet. Er hatte genügend Zeit gefunden, sich auf den ersten Besuch in den Staaten vorzubereiten. Als Ben dem Taxifahrer die Adresse nannte, zu der er ihn fahren sollte, blickte der Mann ihn mit großen Augen an, und Fuller befürchtete bereits, dass er dem Fahrer eine falsche Adresse gesagt hatte. Doch dann stellte sich heraus, dass es sich um den Sitz der Vereinten Nationen handelte. Nach einer etwas komplizierten Anmeldeprozedur brachte ihn eine Assistentin, die das künstlichste Lächeln zustande brachte, das Ben jemals geschenkt wurde, in den Keller. Dort lag das Büro, in dem er sich nun befand.

Dass Fuller von seinem Chef in den Innendienst versetzt wurde, war immer noch ein Schock für ihn, auch wenn er es vermied, seinen Unmut zum Thema zu machen. Es war, wie so oft, wenn es um den Verfassungsschutz ging, eine politische Entscheidung von ziemlich weit oben gewesen. Man zog ihn aus dem Verkehr und hoffte, dass Ruhe einkehren würde.

»Sie haben einen Mann daran gehindert, eine Frau zu vergewaltigen.« Baptiste warf einen Blick in die Akte und blätterte erst einige Seiten vor, dann wieder zurück, aber Ben nahm an, dass er diese Passage beinah auswendig kannte und seine vorgebliche Suche nach den richtigen Zeilen nur einer simplen Effekthascherei diene. »Ein Rechtsradikaler, Stefan Schulmann, mehrfach vorbestraft, für seine Brutalität bekannt. Die Frau, die ihn nicht kannte, ging ihm am helllichten Tag in die Falle, er verschleppte sie in seine Wohnung und fiel über sie her. Da Sie ihn in einer

anderen Sache observierten, war es kein Wunder, dass Sie schnell zur Stelle waren. Sie rissen ihn von der Frau fort und machten ihn kampfunfähig.« Baptiste grinste seinen Gast an, in seinen Augen funkelte es vor Vergnügen. »Andere Stimmen fanden schärfere Worte für das, was Sie mit ihm anstellten, darunter befanden sich auch die Anwälte Schulmanns, was Ihr Pech war.«

Ben nickte mit verkniffenem Gesichtsausdruck, während er sich fragte, warum der Mann so ausführlich auf diesem Thema herumritt; schließlich waren alle Details bekannt. Machte es ihm Freude?

»Schulmann erlitt unter anderem einen Kieferbruch, einen Jochbeinbruch, er verlor eine Menge Zähne und noch mehr Blut, außerdem trug er Quetschungen davon und er hat auf seinem rechten Auge bis heute nur noch eine stark eingeschränkte Sehfähigkeit. Von Kleinigkeiten wie einer ausgelenkten Schulter oder seiner gebrochenen Nase müssen wir erst gar nicht reden. Seine Anwälte haben Ihrem Laden die Hölle heißgemacht und Sie können von Glück sagen, dass es keine ernsteren Konsequenzen für Sie gab. Jemand hielt seine schützende Hand über Sie.«

»So, tat das jemand?«, warf der Deutsche giftig ein. »Hören Sie, ich sage nicht, dass es richtig war, was ich gemacht habe, aber Schulmann ist ein Schwein, er hätte keine Skrupel gehabt, die Frau über Tage hinweg zu vergewaltigen. Ich vermute, am Ende hätte er sie umgebracht oder Schlimmeres.« Ben zwang sich zur Ruhe. Auf gar keinen Fall wollte er die Fassung verlieren, was manchmal vorkam, wenn er an diese Angelegenheit dachte.

»Schlimmeres? Was könnte denn schlimmer sein als der Tod?«

»Als ob Sie das nicht wüssten. Er hätte durchaus geplant haben können, die Frau als Dauergast zu behalten, damit

er und seine Jungs regelmäßig Spaß haben konnten. Einige rechtsradikale Gruppierungen haben außerdem recht gute Kontakte in den Osten, somit wäre nicht auszuschließen gewesen, dass die Frau als Prostituierte in Polen oder Tschechien enden sollte. Von dort wäre sie niemals wieder aufgetaucht. Sie wäre einfach von der Landkarte verschwunden.« Ben blickte Baptiste an und er spürte, dass allein die Erinnerung sein Blut in Wallung brachte. Zwar hatte er vorhin eingeräumt, dass er einen Fehler begangen haben mochte, aber er sah das im Grunde völlig anders. Aber Fuller hatte gelernt, dass es klug war, wenn man die Wahrheit nicht unverblümt aussprach. Wenn Politik ins Spiel kam, war die Wahrheit selten gut. »Das wäre schlimmer als der Tod, meinen Sie nicht auch?«

»Nichts ist schlimmer als der Tod.« Nicht Baptiste sagte diese Worte, sondern ein Mann, der ein wenig versetzt hinter ihm saß und bislang schweigsam und scheinbar ohne großes Interesse das Gespräch verfolgt hatte. Seinen Namen immerhin kannte Ben bereits: James Elwood Blackstone, der Dritte. Kaum ein Name hätte besser zu ihm gepasst. Stocksteif saß er auf seinem Stuhl und fixierte den Gast aus Deutschland mit finsternen, verschlossenen Blicken. Seine näselnde Stimme hallte unangenehm in Bens Ohren nach. Ben wusste nicht viel über den Mann, nur das, was Baptiste ihm zu Beginn des Gesprächs verraten hatte: Blackstone entstammte dem alten, englischen Adel und hatte hinter Baptiste die stellvertretende Leitung dieser seltsamen Organisation, die Fuller verpflichten wollte.

Ohne auf Blackstones Bemerkung einzugehen, wandte Ben sich an Baptiste: »Da Sie ja alles über mich wissen, scheinen Sie ja wirklich an mir interessiert zu sein. Aber worin genau bestünde denn meine Aufgabe?«

»Wunderbar, Herr Fuller. Sehr direkt, das gefällt mir.«

Baptiste lachte dröhnend, Blackstone hingegen verzog griesgrämig seine Miene. »Wie ich bereits sagte, handelt es sich um eine recht neue Einheit, die den geschmeidigen Namen United Nations International Paranormal Activity Force trägt.«

»Macht sich gut auf einer Visitenkarte.«

»Die Kurzform ist UNIPAF. Aber uns gefällt am besten der Begriff Paraforce, das ist ja nun wirklich ein visitenkartentauglicher Name, finden Sie nicht? Paraforce wurde vom Weltsicherheitsrat erschaffen und hat die Aufgabe, paranormalen Auffälligkeiten nachzugehen.«

»Paranormale Auffälligkeiten?«, stammelte Ben. »Was meinen Sie damit? Vorkommnisse ähnlich wie bei Akte X?«

Baptiste verzog voller Missmut das Gesicht. »Akte X ist nun sicher nicht unser Vorbild. Wir hoffen, unsere Aufgaben dezenter zu lösen. Dazu bedarf es selbstredend einer gewissen Qualität beim Mitarbeiterstamm.« Er deutete mit einem Zeigefinger auf Ben. »Und da kommen nun wieder Sie ins Spiel.«

»Aber was könnte denn eine solche Auffälligkeit sein?«, erkundigte sich Ben. »Mir ist noch niemals eine begegnet.« Kaum hatte er dies gesagt, wusste er bereits, dass er sich selbst eine Falle gestellt hatte.

Erneut deutete Baptiste mit seinem Zeigefinger auf Ben, diesmal in triumphierender Manier, und selbst Blackstone zog seine Augenbrauen interessiert in die Höhe. »Wirklich nicht? Wir wissen, dass Ihre Mutter vor nahezu dreißig Jahren durch einen tragischen, unverschuldeten Autounfall ums Leben kam, Ihr Vater hingegen verschwand ungefähr vier Jahre später auf mysteriöse Weise. Es gibt nur einen Zeugen für die damaligen Geschehnisse – Sie! Sie waren damals erst acht Jahre alt, nicht wahr? Später erzählten

Sie den ermittelnden Beamten von einem gleißend hellen Licht, das sich über Ihren Vater gestülpt hatte, während dieser abends in den Garten getreten war, um eine Zigarette zu rauchen. Sie standen an der offenen Terrassentür und beobachteten die Szene. Sie sagten, innerhalb dieses Lichtkegels hätte sich noch eine weitere Person befunden, die deutlich größer und massiger gewesen sei als Ihr Vater.

Laut Ihrer Aussage habe Ihr Vater sich gewehrt und laut um Hilfe geschrien. Dafür gibt es in der Nachbarschaft allerdings keine Zeugen. Auch dieses grelle Licht will niemand beobachtet haben, obwohl es so hell war, dass Sie Ihre Augen schließen mussten. Als es erlosch, war Ihr Vater verschwunden, die unheimliche Person, die Sie gesehen haben, natürlich ebenfalls, und es gab überhaupt keine verdächtigen Spuren an dieser Stelle. Noch nicht einmal die Zigarette, die Ihr Vater rauchte, war auffindbar.

Natürlich hat Ihnen niemand geglaubt. In den alten Akten fand ich den Vermerk über eine Zeugenaussage, die von einer Nachbarin gemacht wurde. Dort hieß es, Sie hätten immer eine verblüffend blühende Fantasie besessen. Generell, so wurde gesagt, unterstellte man Ihnen Tagträumeri. Das war natürlich Grund genug, Ihrer Aussage keinerlei Beachtung zu schenken. Ihr Vater war somit eine verschwundene Person, wie es immer wieder vorkommt. Vielleicht hatte er eine andere Frau kennengelernt oder die Trauer um den Tod Ihrer Mutter steckte noch so tief in ihm, sodass er einfach nicht anders konnte, als zu verschwinden und Sie allein zurückzulassen.«

»Das hätte er nie getan!«, fuhr Ben auf. Er blickte Baptiste voller Wut an. Hitzeschauer zuckten in seinen Schläfen, er hatte plötzlich das dringende Bedürfnis, ein Fenster im viel zu warmen Büro zu öffnen.

»Ich will mir kein Urteil anmaßen«, beschwichtigte Bap-

tiste ihn mit milder Stimme. »Aber glauben Sie nicht, dass Sie damals Zeuge einer paranormalen Auffälligkeit geworden sein könnten? Vielleicht liegt die Sache auch anders, wer kann das heute schon noch sagen? Aber hat es Sie nie interessiert, was mit Ihrem Vater geschehen sein könnte? Vielleicht lebt er noch – irgendwo. Vielleicht wartet er darauf, dass Sie ihn finden. Wenn er noch lebt und sein eigenartiges Verschwinden nicht freiwillig geschah, dann bin ich mir sicher, dass er Sie nie vergessen hat.«

Bens Augen brannten vor Zorn und Verzweiflung, obwohl er sich den Befehl gab, vor diesen Männern keine Emotionen zu zeigen. Krampfhaft dachte er an angenehmere Dinge, um den alpträumhaften Schrecken seiner Kindheit zu verdrängen. Es gelang ihm, aber dennoch war sein Gesicht scheinbar verräterisch wie ein offenes Buch.

»Herr Fuller«, sagte Baptiste, »Benjamin ...«

»Ben!«, unterbrach der Deutsche ihn. »Wenn schon, dann nennen Sie mich Ben. Ich hasse es, Benjamin genannt zu werden.« Er zuckte mit den Schultern, als er sich den Blicken der beiden Männer ausgesetzt fühlte. »Eine Angewohnheit von mir, meinetwegen nennen Sie es Marotte.«

»In Ordnung, also Ben. Es gibt diese unerklärlichen Dinge, die niemand nur mit rationalem Denken erklären kann. Es gab sie schon immer und wir sind zu der Erkenntnis gekommen, dass sie sich häufen, und zwar in einer Weise, die besorgniserregend ist; daher wurde Paraforce geschaffen. Unsere Organisation ist klein, aber äußerst effektiv, wir haben ein Team aus Wissenschaftlern, die rund um die Uhr damit beschäftigt sind, den Geheimnissen der auftauchenden Phänomene auf den Grund zu gehen, und wir haben Agenten, die an vorderster Front auf die Jagd gehen. Das sollen auch Sie tun, Ben, dafür sind Sie nun hier. Wir haben mit Ihren Vorgesetzten in Düsseldorf gesprochen,

wo die Landesbehörde des Verfassungsschutzes beheimatet ist. Sie hatten keine Einwände, Sie gehen zu lassen. Sie sagten, dass Sie ein sehr guter Mann für heikle Situationen sind, aber durch die Geschehnisse sind Sie für Ihren Arbeitgeber verbrannt. Sie müssen verstehen, Ben, dass Sie wahrscheinlich nie wieder dem Innendienst entkommen könnten. Das kann nicht Ihr Ziel sein.«

Ben dachte über diese Worte nach. Auf der einen Seite war er enttäuscht, dass seine Vorgesetzten so wenig darum bemüht waren, ihn zu halten, andererseits hegte er selber die Befürchtung, dass der verhasste Innendienst das Ende seiner beruflichen Karriere war. Musste Ben nun also nicht Baptistes Angebot annehmen und ehrenwertes Mitglied von Paraforce werden?

Bevor er jedoch den Mund aufmachen konnte, kam ihm Baptiste schon zuvor. »Wir haben bereits den ersten Auftrag für Sie.« Grinsend schob er Ben eine dünne Akte hin.

\*\*\*

Andreas Schütte saß unruhig auf der alten, abgewetzten Couch, deren Bezug eine Farbe hatte, die Schütte nicht näher bestimmen konnte; es war ein helles, von dunkleren Stockflecken durchzogenes Grau mit einem Hauch von Rosa, das ihn an eine Lage aus altem Rinderfleisch erinnerte. Noch schlimmer war, dass das Möbelstück auch einen ähnlichen Geruch verströmte, aber mit dieser Wahrnehmung schien nur er gesegnet zu sein. Nervös trommelte sein rechtes Bein unentwegt einen gleichmäßigen Rhythmus auf den Parkettboden.

»Könntest du wohl damit aufhören?«, fauchte ihn Cendric Baltic an, der neben ihm saß. Er überragte Schütte selbst im Sitzen deutlich. Seit einigen Tagen trug Baltic sei-

nen Schädel beinah kahl rasiert; eine solche Radikalrasur hätte Schütte seinem Freund nicht empfohlen, denn dadurch kam die kantige Form seines Kopfes umso stärker zur Geltung, was abschreckend wirkte. Zweifellos war auch Baltic nervös, seine Augen wanderten unentwegt durch den karg eingerichteten Raum und er musste sich ständig räuspern.

Lediglich der Dritte im Bunde, Zoltan Nenth, war die Ruhe selbst. Ein schwaches Lächeln lag auf seinem Gesicht und seine dunklen Augen funkelten.

»Ich versteh euch nicht«, sagte er, »das war doch alles so abgesprochen. Ihr wart einverstanden und habt mich unterstützt. Ich hab immer mit offenen Karten gespielt.«

»Aber dass der Irre nachts loszieht und Leute umbringt, war nicht abgesprochen«, sagte Schütte in jämmerlichem Ton. »Sechs Tote innerhalb von nicht einmal zwei Wochen. Wenn rauskommt, dass wir damit zu tun haben, dann sind wir fällig, Mann. Wir kommen nie wieder raus aus dem Bau. Ist dir das eigentlich klar?«

»Aber es wird nicht rauskommen. Nicht, wenn ihr den Mund haltet und die Nerven bewahrt. Im Grunde haben wir nicht das Geringste damit zu tun. Was immer auch geschieht, mit uns kann das niemand in Verbindung bringen. Kapiert endlich, dass Lutz Bürger auf unserer Seite ist. Besser gesagt, seine Seele, die wir beschworen haben; um nichts anderes geht es ja. Ich hab euch erzählt, er konnte zu Lebzeiten sein Werk nicht vollbringen, da er zu früh starb. Nun aber, nachdem es uns gelungen ist, ihn in unsere Welt zu zitieren, ist sein Geist mehr denn je in der Lage, die Taten von einst zu wiederholen. Dass er auf eigene Faust loszieht, ist nicht in meinem Sinne, das könnt ihr mir glauben, aber das ließ sich wohl nicht vermeiden. Soll er es tun, was kümmert es uns? Wir haben nicht das Geringste damit zu

tun, und das wird auch so bleiben. Dennoch wird er uns wichtige Dienste leisten. Denkt doch daran, was wir besprochen haben: Er wird alles tun, was wir von ihm verlangen. Wir sind bald reich, glaubt mir. Und niemand wird uns was anhängen können.« Er lachte und um seine schwarzen Augen herum platzte ein Gitternetz aus Fältchen auf. »Versteht ihr, was das bedeutet? Denkt doch mal drüber nach. Wir werden bald in Geld schwimmen, weil der Geist es uns beschaffen wird. Wir müssen nur die Hände aufhalten, wenn er es abgeliefert. Das war doch genau das, was wir wollten. Oder etwa nicht?«

Cendric Baltic sah urplötzlich froher drein, als hätte er durch die Worte seines Freundes eine neue Ladung Zuversicht injiziert bekommen, die er dringend nötig hatte. Das Gesicht Schüttes jedoch blieb skeptisch; wenn Zweifel eine Krankheit war, dann gab es für ihn keine Rettung mehr. Zoltan Nenth beobachtete seine Freunde und wusste in dieser Sekunde, dass er auf seinen Kumpan nicht mehr zählen konnte. Nicht der Totengeist Lutz Bürgers, sondern Schütte war die Gefahr für seinen Plan, die es zu beseitigen galt. Doch das ließ Nenth sich nicht anmerken.

»Aber die Morde«, wandte Schütte ein, »der kann doch nicht wahllos Leute zur Strecke bringen.« Er blickte Baltic an, dann Nenth, doch er stieß stets bloß auf eine Wand aus Ablehnung und er schüttelte den Kopf, als könne er auf diese Weise seine Frustration loswerden.

Er deutete auf die Tageszeitung, die auf dem zerkratzten Holztisch lag; in großen Lettern zog der Kölner Express Parallelen zu einer Mordserie, die Köln vor vielen Jahren in Angst und Schrecken versetzt hatte. *Das Vermächtnis des Rippers von Köln!* So lautete die Schlagzeile der heutigen Ausgabe.

Der Ripper von Köln, dahinter verbarg sich Lutz Bürger,

der in den fünfziger Jahren in der Stadt Jagd auf seine Opfer gemacht hatte. Innerhalb von drei Jahren brachte er mindestens ein Dutzend Menschen auf brutale Weise um.

Ähnlich wie Jack the Ripper war auch Bürger mit einem Messer bewaffnet, durch die Nacht geschlichen und hatte seine Opfer gesucht und aufgeschlitzt, und zwar mit einer so immensen Brachialgewalt, dass *ihm die Eingeweide der Toten förmlich um die Ohren geflogen sein mussten*, wie damals ein Kommissar zur Presse gesagt hatte. Es gab lediglich zwei gravierende Unterschiede zum Londoner Mörder: Bürger konzentrierte sich nicht auf Huren, sondern zerschlitze Männer und Frauen jeder Gesellschaftsschicht, und er konnte schließlich gestellt werden. Durch eine Unvorsichtigkeit war er einigen Polizisten, die Patrouille gingen, ins Netz gegangen. Es gelang ihnen, Bürger in einen finsternen Hinterhof zu treiben, wo sie ihn schließlich erschossen, als er über eine Mauer flüchten wollte. Nachdem man seine Identität herausfand, wurde klar, dass Bürger zeit seines Lebens ein vollkommen unbescholtener Mann gewesen war, ein sonntäglicher Kirchgänger, ein Bankangestellter, der zuvorkommend allen Kunden gegenüber war, ein Mitglied eines Wandervereins, der oft die Eifel erkundete.

»Die Morde gehen uns nichts an!«, entgegnete Nenth scharf. »Und wir können auch nichts dagegen tun. Es sei denn, du legst es darauf an, sein Feind zu sein. Aber bitte, Andreas, so dumm wirst du hoffentlich nicht sein.«

Schütte schwieg, während langsam der Sinn dieser Worte in sein Hirn sickerte. Die Drohung war letztlich unverhohlen, das war ihm plötzlich klar, und verzweifelt fragte er sich zum wiederholten Mal, worauf er sich da eingelassen hatte. Er verfluchte den Tag, an dem Zoltan ihn und Cendric Baltic in seinen verrückten Plan eingeweiht hatte;

dass er eine Möglichkeit gefunden hatte, den Geist des verstorbenen Massenmörders zu beschwören. Mit seiner Hilfe wäre es ein Leichtes, so erzählte Nenth ihnen in seiner typischen gönnerhaften Art, alles im Leben zu erreichen. Sie würden an Geld kommen und unliebsame Kontrahenten aus der Welt schaffen. Der Geist würde ihnen jeden denkbaren Weg ebnen. Nichts davon hielt Schütte für bare Münze, sondern für eine typische Spinnerei seines Freundes.

Schütte erklärte sich bereit, dieser Beschwörung beizuwohnen. Das tat er, weil er Langeweile empfand, was ein Synonym für sein ganzes Leben war. Angst war ein anderer Grund für seine Zustimmung, denn er wusste aus schmerzhafter Erfahrung, dass Nenth nicht lange fackelte, wenn es darum ging, seine Ideen durchzusetzen. Baltic trug eine unübersehbare Narbe an der Stirn, die Nenth's Unbeherrschtheit bezeugte. Wenn es sein musste, schlug Nenth zu. Diese Tatsache hatte ihm schon oft Scherereien eingebracht, aber aus diesen Lektionen hatte er nie etwas gelernt.

Die Beschwörung war, so glaubte Andreas Schütte, vollkommen ereignislos verlaufen. Kein Geist erschien, keine Stimme sprach mit Grabesstimme aus dem Jenseits zu ihnen, kein Hauch von Schwefel lag in der Luft; somit war Schütte damals einigermaßen beruhigt nach Hause gegangen. Doch zwei Tage später geschah der erste rätselhafte Mord, bald darauf der nächste, das letzte Vergehen lag nun zwei Tage zurück – eine Frau hatte ihren Mann auf bestialische Weise niedergemetzelt und war schließlich von einem Transporter überfahren worden. Warum das geschah, blieb ein einziges Rätsel. Die Mörder, allesamt bislang unbescholtene Bürger, die niemals zuvor bei ihren Mitmenschen den Eindruck erweckt hatten, dass sie sol-

cherart Pläne schmiedeten, begingen gleich nach der Untat Selbstmord, indem sie sich in einem Akt scheinbarer Reue die Kehlen durchschnitten. Doch eine Tatwaffe wurde nie gefunden; kein Messer in der Nähe der Leichen. Und auch Eva Kaulmann, die überfahren wurde und schwer verletzt im Krankenhaus lag, trug keine Waffe bei sich. Die Polizei stand angesichts dieser gespenstischen Umstände vor einem schier unlösbaren Rätsel.

Nur drei Menschen hätten etwas zur Auflösung beitragen können. Schütze schaute unglücklich drein, weil ihm langsam dämmerte, dass diese Rolle ihm zufiel.

\*\*\*

Mit einem gewissen Unbehagen beäugte Ben Fullers Lebensgefährtin Stephanie Winkler die Waffen, die er ihr als Mitbringsel aus New York präsentierte. Die Pistole der Marke Glock 35 sowie das G11-Gewehr nahm sie noch mit einer trügerischen Gelassenheit zur Kenntnis, doch als er ihr auch die Armbrust mit elektrischer Repetiervorrichtung zeigte, war es mit ihrer Fassung vollends vorbei. In die Funktionsweisen all dieser Waffen war Ben in den beiden vergangenen Tagen kurz, aber mit größter Effektivität eingewiesen worden, sodass er mit Fug und Recht nun behaupten konnte, sie perfekt zu beherrschen. Darüber hinaus war ihm unter anderem eine Datenbrille ausgehändigt worden, die als Nachtsichtgerät, Headset und Kamera diente. In seiner zweitägigen Einarbeitungszeit hatte Ben Fuller überdies etliche Kollegen kennengelernt, auch von der wissenschaftlichen Sektion. Besonders in Erinnerung geblieben war ihm Rajiv Singh, ein aus Indien stammender Professor, der, wie man Ben sagte, ein ausgezeichneter Naturwissenschaftlicher sowie Experte für viele Mythologien

war.

»Was ist das?«, fragte Stephanie mit großen Augen und deutete auf die Armbrust. »Damit kannst du ja Mammut erlegen.«

Ben entgegnete grinsend: »Es ist ja nicht auszuschließen, dass mir welche begegnen werden. Dann sollte ich gewappnet sein.«

Sie saßen in ihrer gemeinsamen Wohnung in Düsseldorf. Durch das große Fenster sah Ben in einiger Entfernung den Rhein, der sich seinen unermüdlichen Weg bahnte. In einem ausführlichen Gespräch hatte Ben seiner Lebensgefährtin, mit der er seit beinahe zehn Jahren zusammen war, über seinen Aufenthalt in New York berichtet. Sie reagierte ähnlich wie Ben mit ziemlicher Verwirrung auf die Ausführungen. Es waren Neuigkeiten, die sie nicht so einfach akzeptieren konnte, und er gestand ihr die Zeit zu, die sie benötigte, um zu einem Urteil zu kommen. Letztlich war es natürlich Bens Entscheidung, aber es war ihm lieber, wenn Stephanie diese mit gutem Gewissen unterstützen konnte.

Fuller sah ihrem Gesicht an, dass im Moment Skepsis und Zweifel überwogen. Ihre dunklen Augen ruhten auf den Waffen, dann schwenkte ihr Blick zu Ben hinüber, und er sah sie unsicher lächeln, als hätte er einen schmutzigen Witz erzählt. Gedankenverloren strich sie eine Strähne ihres dunklen Haars aus der Stirn; eine Geste, die Ben schon seit vielen Jahren vertraut war. Er lächelte unwillkürlich, als er sie beobachtete.

»Was hast du?«, fragte sie.

Ben winkte ab. »Nichts.«

»Sag schon.«

Da er Stephanies Hartnäckigkeit nur allzu gut kannte, gab er klein bei. »Es ist nur so, dass man deine Unsicherheit so deutlich erkennen kann, als würde sie mit Leucht-

schrift auf deiner Stirn stehen. Diesen Gedanken fand ich lustig.« Das entsprach nicht ganz der Wahrheit, aber sie schluckte sie.

»Wundert dich das? Es ist eine weitreichende Änderung, die sich da ergeben kann. Unser Leben würde sich dadurch ändern und ich weiß nicht, ob mir dieser Gedanke gefällt.« Stephanie hob die Armbrust hoch, die ein nicht unerhebliches Gewicht hatte. »Nicht sehr praktisch.« Vorsichtig legte sie die Waffe zurück auf den Tisch.

Nachdenklich kratzte Ben sich am Kopf. »Ehrlich gesagt, ich hab keine Ahnung, ob ich diese Waffe jemals benutzen werde. Ich werde mich erst einmal daran gewöhnen müssen. Vielleicht werde ich sie später ausführlich hinter dem Haus testen.«

»Untersteh dich!«, drohte Stephanie ihm; ein leises Lächeln grub sich in ihre Mundwinkel. Dann wurde sie plötzlich wieder ernst und sie ergriff seine Hand und hielt sie fest umschlossen. »Und du willst dich wirklich darauf einlassen?«

Über dieser Frage hatte Ben Fuller den gesamten Heimflug von New York gebrütet. Am Ende war er zu dem Entschluss gekommen, dass er sich in dieses Abenteuer stürzen wollte. Baptiste wirkte einfach zu seriös, als dass Ben seine Ausführungen als simple Spinnerei abtun konnte, und wenn selbst der Weltsicherheitsrat dahinter stand, musste an den Bedrohungen etwas Wahres sein. Darüber hinaus hatte der Franzose eine Saite in Ben zum Klingen gebracht, als er über seinen Vater gesprochen hatte. Ben entsann sich, dass er sich als kleiner Junge geschworen hatte, die Wahrheit über sein Verschwinden herauszufinden, um es all denen zu zeigen, die seinen Worten nicht geglaubt und sie als Fantastereien eines Kindes abgetan hatten. Im Laufe der Jahre war diese Saite rostig geworden;

umso größer war seine Verblüffung, dass dieses Gefühl nun mit unverminderter Vehemenz wieder in ihm saß und seinen Herzschlag beschleunigte.

Zudem wollte Ben um jeden Preis dem Innendienst entfliehen; er hatte mehr und mehr das Gefühl, dass dieser Job zu einer immer größeren Last für ihn wurde, die ihn schließlich wie ein Grabstein erdrücken würde. Er war Stephanie unendlich dankbar dafür, dass sie tapfer Bens Degradierung erduldet hatte, obwohl er ganz sicher sehr oft ein unausstehliches Scheusal gewesen sein musste. Aber sie hatte die Geduld nicht verloren und wurde nicht müde, ihm einzubläuen, dass es irgendwann auch mal wieder aufwärtsging. Ihretwegen hatte Ben den Mut nicht verloren.

»Ja«, antwortete er mit einiger Verzögerung auf Stephanies Frage. »Ich denke, dass es die richtige Entscheidung ist. Und außerdem ...«

Sie hob gleichermaßen interessiert und gewarnt die Augenbrauen. »Ja?«

»Ich habe bereits meinen ersten Fall«, fuhr Ben fort und reichte ihr die Akte.

»Sie verlieren keine Zeit«, murmelte Stephanie und überflog den Text.

Ben wusste, dass die Informationen ziemlich spärlich waren und kaum mehr als einen ersten Eindruck vermittelten.

»Ich habe bereits davon gelesen«, informierte sie ihn. »Grässliche Geschichte. Unheimlich.«

»Absolut«, stimmte Ben zu. »Unbescholtene Bürger mutieren zu Mördern und richten sich nach ihren Untaten selbst.«

»Wer ist schon unbescholten!?!«

»Du weißt, was ich meine. Sie haben vielleicht Steuern hinterzogen oder falsch geparkt, aber das macht sie noch

lange nicht zu Bestien.«

»Natürlich nicht. Und wie willst du nun vorgehen?«

»Ich werde morgen nach Köln fahren und mich mit dem leitenden Ermittler austauschen, der über mein Kommen bereits informiert ist.« Ben warf einen Blick in die Akte. »Kriminalhauptkommissar Crenz.«

»Ein Düsseldorfer, der in Köln für Ordnung sorgen soll«, murmelte Stephanie. »Das sind ja die besten Aussichten.«

»Ich sehe das mit der Rivalität nicht so ernst.«

Stephanie deutete vage auf die Armbrust. »Nimmst du dieses Ding etwa mit?«

Ben schüttelte den Kopf. »Da ich es aller Voraussicht nach nicht mit einem Mammut zu tun haben werde, kann ich wohl darauf verzichten.«

\*\*\*

Thomas Eichinger bewegte sich so leise wie möglich im Schlafzimmer, dennoch nahm seine Frau etwas wahr und schrak aus ihrem traumlosen Schlaf.

»Was machst du denn da, Thomas?«, fragte sie. Sie registrierte, dass er angekleidet war. »Willst du noch einmal fort?«

Mit einem angedeuteten Lächeln sagte er: »Ich gehe kurz runter in den Laden. Es wird nicht lange dauern.«

»Jetzt noch? Es ist spät. Hat das nicht Zeit bis Morgen?« Marianne Eichinger war so müde, dass sie die Antwort nicht in Zweifel zog. Bei genauerem Hinschauen hätte sie möglicherweise in den Augen ihres Mannes die Verzweiflung erkannt, die in ihm brodelte. Nichts von dem, was er im Moment tat, entsprang seinem eigenen Willen. Es gab keinen Anlass, in den unter der Wohnung liegenden Juwelierladen zu gehen, schon gar nicht zu dieser nachtschla-

fenden Zeit. Etwas befahl es ihm, eine erst vage, jedoch mehr und mehr drängende Stimme in seinem Kopf, die Eichinger erst aus dem Schlaf, dann aus dem warmen Bett getrieben hatte. Obwohl panische Angst in ihm aufloderte, sprach er mit vollkommen ruhiger und gelassener Stimme zu seiner Frau und belog sie. Beinah war sie schon wieder in tiefen Schlummer gefallen; so fiel ihr auch nicht auf, dass ihr Mann in Straßenschuhe schlüpfte, was für einen kurzen Besuch im Ladengeschäft nicht nötig gewesen wäre.

»Es dauert nicht lang«, wiederholte er, während er die Schlüssel suchte. »Schlaf weiter.«

Leise schloss er die Tür des Schlafzimmers hinter sich und verließ die Wohnung, um den Laden aufzusuchen. Hastig und verängstigt ging sein Atem und er zitterte am ganzen Körper; wie ein Kind vor seinem strengen Vater. Dennoch unterlief ihm kein Fehler. Zunächst schaltete er die Alarmanlage aus, Licht machte er keines, die Stimme, die in ihm hockte und bohrende Befehle gab, untersagte es ihm. Er brauchte auch kein Licht, um sich zu orientieren. Nach und nach holte er verschiedene Wertgegenstände aus den Vitrinen und stopfte sie achtlos in einen Stoffbeutel. Er beschränkte sich meist auf Uhren, die am Schwarzmarkt am einfachsten zu verkaufen waren. Auch einigen Goldschmuck nahm er mit, da der Goldpreis derzeit sehr hoch war. Damit ließ sich guter Profit erzielen.

Er konnte nicht sagen, für wen er diesen Diebstahl beging. Er stand vor einem völligen Rätsel, was in diesen Minuten mit ihm geschah. Es war geradezu so, als sei er ein fremdbestimmtes Wesen, das unhörbaren Befehlen folgte. Aber wer sprach sie zu ihm? Die Stimme kannte er nicht; sie klang zynisch und böse, als wüsste der Mann, der sie sprach, mehr über Eichingers weiteres Schicksal.

Nachdem die Tasche gut gefüllt war, verließ er leise das Geschäft und schloss hinter sich die Tür. Er stieg in seinen BMW, der auf der gegenüberliegenden Straßenseite stand, und fuhr davon.

Ungefähr eine halbe Stunde später hielt er in einer ihm gänzlich unbekanntem Gegend, in die er wie in Trance gefunden hatte. Selbst den Stadtteil, in dem er sich nun befand, konnte er nicht benennen. War er überhaupt noch innerhalb der Kölner Stadtgrenze? Eichinger wusste es nicht.

Auf der linken Straßenseite befand sich ein großes Waldgebiet, das sich ihm in der Dunkelheit drohend entgegenreckte, rechts standen Häuser auf weitläufigen Grundstücken. In den meisten Gebäuden brannte kein Licht, was Eichinger aufgrund der nächtlichen Zeit nicht überraschte. Er stieg aus und folgte der Straße zu Fuß. Ein kalter Wind kam ihm entgegen und er schlang sich fröstelnd die zu dünne Jacke um den Leib. Niemand kam ihm entgegen, er hörte kein Auto; die Gegend war eine einsame Einöde, die sicher auch am Tage nicht reizvoll gewesen wäre. In regelmäßigen Abständen passierte er Straßenlaternen, die ein kümmerliches Licht auf den Asphalt warfen. Sobald Eichinger sie hinter sich gelassen hatten, überfiel ihn sein eigener monströser Schatten.

Es wirkte beinahe so, als wären einige der Häuser, an denen er hastig vorüberschritt, überhaupt nicht mehr bewohnt. Die Rasenflächen vor den Gebäuden sahen verwahrlost aus, in den Garageneinfahrten standen keine Fahrzeuge; nichts erinnerte an menschliche Anwesenheit.

Doch dann sah er ein Haus, in dem Licht brannte, und Eichinger wusste, dass dort sein Ziel lag. Er musste mit seiner Nervosität kämpfen, immer wieder beschwichtigte er sich mit leisen, hastig ausgestoßenen Worten, denen er selbst kaum Glauben schenkte. Er hatte immer noch keine

Erklärung gefunden für das, was ihm hier widerfuhr, aber er hoffte, dass es glimpflich für ihn ausging. Auf die Uhren und den Schmuck, die er in der Tasche bei sich trug, verzichtete er gern, auch wenn er das Fehlen der Wertgegenstände kaum glaubhaft würde erklären können. Niemand, am wenigsten seine Frau Marianne, die Teilhaberin des Geschäfts war, würde ihm abnehmen, dass er auf den Befehl einer Stimme, die er in seinem Kopf hörte, zum Dieb geworden war. Das grenzte an Wahnsinn, dachte er.

Mit vor Kälte und Angst verzerrtem Gesicht betrat er den schmalen Weg aus Steinplatten, die im ungepflegten Vorgarten des erhellten Hauses lagen. Überall wucherte Unkraut und der Rasen war kniehoch in die Höhe geschossen. Im Hintergrund sah er das rostige Gestell einer Kinderschaukel stehen. Wer immer hier lebte, legte nicht im Mindesten Wert auf Ordnung; gerade dies war für Eichinger jedoch von höchster Wichtigkeit. *Wer es nicht schafft, sein Leben in Ordnung zu halten*, pflegte er stets zu sagen, *der hat sein Leben auch in anderen Bereichen nicht im Griff*.

Bevor er den Klingelknopf betätigen konnte, wurde die Tür geöffnet und ein Mann, dessen Gesicht im Dunkel nicht zu erkennen war, zog ihn hastig ins Haus. Im gleichen Moment wurde ihm der Beutel aus der Hand genommen. Dann wurde er in den Nachbarraum geleitet. Das alles ging ohne Worte ab. Eichinger war viel zu eingeschüchtert, um etwas zu sagen. In dem nächsten Raum warteten bereits zwei weitere Männer auf ihn, die ihm nicht besonders vertrauenerweckend erschienen. Mit einigem Erstaunen nahm er zur Kenntnis, dass ihre Gesichter nicht verhüllt waren. Dabei mussten sie doch wissen, dass Eichinger sie beschreiben konnte. Dann erst wurde ihm bewusst, dass seinem Gedankengang eine bedrohliche Konsequenz folgte.

»Ich danke Ihnen, Herr Eichinger«, sagte der Mann, der die Tür geöffnet hatte, mit freundlicher, jedoch auch unverkennbar zynischer Stimme. Nun sah Eichinger auch sein Gesicht; finstere Augen, in denen kein Leben zu schimmern schien, ein Dreitagebart, halblanges, nachtschwarzes Haar, das aussah, als sei es feucht.

»Was bedeutet das?«, fragte Eichinger mit einer Stimme, die ihm merkwürdig fremd vorkam; sie verriet, wie groß die Furcht war, die er verspürte. Unentschlossen sah er sich um, auf der Suche nach einem Fluchtweg, aber die drei Männer versperrten ihm wie zufällig jede Möglichkeit. Der Gedanke, sich mit Gewalt einen Weg nach draußen zu bahnen, kam ihm gar nicht erst; selbst gegen nur einen Gegner hätte er keine ernsthafte Chance gehabt und bei Dreien waren seine Erfolgsaussichten überhaupt nicht vorhanden. Wenn ihm überhaupt etwas half, dann waren es Diplomatie und Verständnis.

Der Mann, der ihn ins Haus gelassen hatte, grinste und hob die Tasche triumphierend in die Höhe, dann verstreute er ihren Inhalt auf dem zerkratzten Holztisch. Die Uhren und der Goldschmuck blitzten und blinkten im Licht. »Nicht schlecht für den Anfang, oder?« Seine beiden Freunde kamen zögernd näher, sodass die Idee an Flucht erneut in Eichinger aufflammte. *Noch nicht*, mahnte er sich selbst zur Ruhe. *Lass sie erst dem Reiz erliegen*. Er selbst kannte dieses Gefühl nur zu gut. Er fühlte sich auch oft wie gebannt von der Schönheit, die er in seinem Geschäft vorfand. Selbstverständlich nur bei wertvollem Schmuck und nicht, wenn es sich wie in diesem Fall um kaum mehr als Tand handelte. Aber den Banausen genügte das scheinbar.

»Wie hast du ihn dazu gebracht, das zu tun, Zoltan?«, fragte Schütte.

»Ich hab nicht das Geringste damit zu tun«, erklärte

Nenth. »Ihr habt daran gezweifelt, aber nun seht ihr den Beweis, dass Bürger genau das erledigt, was ich will. Alles andere spielt da keine Rolle. Kapiert ihr jetzt endlich, welche Zukunft vor uns liegt?« Er blickte von Schütte zu Baltic und fand Anzeichen von Zustimmung.

Baltic rührte verträumt in der Flut aus Schmuck, der sich über den Tisch ergossen hatte. »Und was geschieht nun mit ihm?«, wollte er schließlich wissen. »Der wird uns doch verraten, meinst du nicht? Es sei denn ...« Er stieß ein heiseres Grunzen aus, das Ähnlichkeit mit einem Lachen hatte, und fuhr sich mit der Handkante über die Kehle.

»Das können wir doch nicht tun!«, rief Andreas Schütte, bevor Nenth den Mund aufmachen konnte. »Wir können den doch nicht umbringen!«

Eichinger hörte zu und verschluckte sich beinahe vor Angst. Er ballte seine Hände zu Fäusten und öffnete sie wieder.

»Jetzt reg dich wieder ab!«, verlangte Nenth mit schneidender Stimme. »Wir werden unserem Freund nichts tun, nicht einmal ein Härchen werden wir ihm krümmen. Das wird auch gar nicht nötig sein.« Er wandte sich an den Juwelier, der ihn mit blassem Gesicht anstarrte; seine weit aufgerissenen Augen wirkten wie Kohlestücke. »Sie werden uns doch nicht verraten, oder?«

Entschieden schüttelte Thomas Eichinger den Kopf. Die Worte des Mannes entfachten neuen Mut, wo zuvor nur Resignation und Angst gewesen waren. Er konnte es kaum glauben – kam er wirklich so einfach davon? Nahm man es ihm ab, wenn er in aller Nachdrücklichkeit seine Verschwiegenheit beschwören würde? Wenn es nach ihm ginge, wäre das tatsächlich die Wahrheit, aber er kannte seine Frau Marianne gut genug, um zu wissen, dass sie ein solches Verbrechen nicht akzeptieren konnte. Es musste ihm

gelingen, die Sache ihr gegenüber zu vertuschen, vielleicht durch ein Feuer, das er legen könnte, um alle Spuren verschwinden zu lassen. Gedanken schossen ihm wie Granatsplitter durch den Kopf. Irgendetwas würde ihm schon einfallen. Wenn er nur heute Nacht mit dem Leben davorkäme.

»Natürlich werde ich schweigen«, sagte er endlich. Er wandte den Blick von diesem Zoltan ab, dessen Augen zu finster aussahen, als dass er diese Konfrontation länger als ein paar Sekunden aushielt. Stattdessen wandte er sich beinahe flehend an Andreas Schütte, der einen durchaus vernünftigen Eindruck machte. Leider stellte Eichinger jedoch in dieser Sekunde fest, dass der Mann einen nicht minder verstörten Eindruck machte. Offensichtlich hatte er in dieser Gruppe nicht sehr viel zu sagen. »Ich schwöre, dass ich niemandem etwas sagen werde.«

Zufrieden klatschte Zoltan Nenth in die Hände. »Dann ist ja alles in Ordnung.« Er kam heran und legte Thomas Eichinger eine Hand auf die Schulter. »Ich hab nie an Ihrer Unterstützung gezweifelt. Also ist Ihre Aufgabe hiermit erledigt. Sie können heim zu Ihrer Frau, die doch sicher bereits auf Sie wartet, was?«

Mehr oder weniger stolpernd erreichte der Juwelier die Haustür und riss sie auf. Bevor sie hinter ihm ins Schloss fiel, hörte er Nenth, der zu seinen Kumpanen sagte: »Ich sagte doch, ich rühr ihn nicht an.«

Draußen ging Thomas Eichinger eilig die einsame Straße hinab. Ein Beobachter hätte ihm bescheinigt, dass er in diesen Sekunden einen irren Eindruck machte, denn er grinste und stieß Laute aus, die an Worte erinnerten, und gleichzeitig rannen Tränen an seinen Wangen hinab, doch bewusst nahm er weder das eine noch das andere wahr.

Er blickte immer wieder um sich, auf der Hut vor Verfolgern, die möglicherweise seine Rettung doch noch verhindern wollten, aber die Straße blieb, was sie bereits schon zuvor gewesen war: ein einsames Pflaster.

Er konnte bereits seinen BMW am Straßenrand stehen sehen und beeilte sich daraufhin noch mehr, als er plötzlich die Straßenseite wechselte, ohne dass dies seine Absicht war. Dort war nichts, was ihn dazu hätte verleiten können, noch nicht einmal ein Gehweg. Als Eichinger die Richtung wieder korrigieren wollte, bemerkte er zu seinem Entsetzen, dass dies nicht möglich war. Seine Beine bewegten sich wie ferngesteuert auf den Wald zu, erreichten seinen Rand, dann stapften sie durch das Dickicht. Bald hörte man nur noch das Unterholz knacken. Mit beinahe unverändertem Tempo bahnte Eichinger sich seinen Weg, der äußerst beschwerlich und einigermaßen schmerzhaft war, denn ständig schnellten Zweige in sein Gesicht und dornige Ranken zerrten an seinen Hosenbeinen und rissen Löcher in den Stoff und ins Fleisch.

Nächtliche Tiere wurden auf ihn aufmerksam und flüchteten weiter ins Dickicht; der Juwelier fühlte sich von tausenden Augen angestarrt.

»Verdammt!«, keuchte er und versuchte eine erneute Kursänderung, aber seine Beine blieben stur und gingen immer weiter in den Wald hinein. Er schlug mit seinen Fäusten auf sie ein und schmeichelte und drohte ihnen, doch es änderte sich nichts.

»Was, zum Teufel, mach ich hier?«, fragte er sich immer wieder. Dann schrie er um Hilfe, vielleicht bestand die Möglichkeit, dass jemand ihn hörte. Er brüllte, bis er heiser war, doch nur Tiere antworteten ihm. Es war ihm ein Rätsel, was mit ihm geschah.

Verzweifelt wischte er sich übers Gesicht, das feucht war

von Schweiß, Tränen und dem Blut, das die Äste und dornigen Ranken hervorgezaubert hatten. Einmal knickte er um, als er in eine Kuhle trat. Ungelenk wie ein nasser Sack fiel er auf den Teppich aus Laub und hielt sich den Knöchel, doch was immer in ihm war, das ihn vom Weg abgebracht hatte, es duldete nicht, dass er sich auch nur einen Moment lang Ruhe gönnte. Unerbittlich war da dieser unhörbare Befehl, dass er weiter musste. Thomas Eichinger schluchzte, sein Gesicht war vor Schmerzen verzerrt, als er sich langsam wieder auf die Beine quälte, die ihm nicht zu gehören schienen.

Obleich in seinem linken Knöchel nun ein harscher Schmerz wütete, humpelte er weiterhin in unvermindertem Tempo durch den Wald; jede Begegnung seines Fußes mit dem Erdboden entlockte Eichinger ein Stöhnen.

*Weiter*, drohte die Stimme in seinem Kopf, *nur immer weiter!* Klang sie nicht gar ein wenig belustigt, als sei ihr Eichingers Qual eine wahre Freude?

»Verdamnter Bastard!«, fluchte der Juwelier. »Du verdammte Bestie! Lass mich endlich frei!« Nichts geschah, nur das Tempo, das die Stimme ihm abverlangte, wurde noch mehr forciert.

Sein Marsch dauerte nur einige Minuten, die Eichinger jedoch wie Stunden vorkamen. Schließlich gelangte er an eine Lichtung und ein Tümpel lag vor ihm. Im schwachen Licht des Mondes, das die Lichtung erhellte, sah er die Schicht aus Algen, die wie ein Teppich auf der Oberfläche ruhte und das Wasser vollkommen erstarren ließ. Einige Frösche quakten, ungerührt von den Ängsten, die der einsame Mann ausstand.

Er fühlte, dass er nun am Ziel angelangt war. Schwer atmend stand er am Ufer des kleinen Tümpels, den verletzten Fuß ein wenig angewinkelt, damit er nicht so stark be-

lastet wurde. Er hätte ihm Moment kaum etwas lieber getan, als sich einige Minuten lang auszuruhen. Eichinger war mit seinen Kräften vollkommen am Ende. Mehr noch als der hastige Marsch erschöpfte ihn die unaussprechliche Angst; sie schien jegliche Kraft aus seinen Gliedern herauszerren.

Ohne sein Zutun spannten sich die Muskeln in seinen vor Erschöpfung zitternden Beinen an und schon ging seine unfreiwillige Wanderung weiter, diesmal aber nur für wenige Sekunden. In der vom Mondlicht aufgeweichten Finsternis erkannte er einige Klumpen am schlammigen Ufer liegen. Als er heran war und sich vornüber beugte, sah Eichinger, dass es Steine waren. Entgegen seinem Willen klaubte er mit beiden Händen einige von ihnen auf, von denen die meisten in etwa die Größe einer Kleinkinderfaust hatten, und stopfte sie sich in die Jacken- und Hosentaschen.

Ein Laut, so spinnwebfein wie ein verlorenes Echo, drang aus Eichingers Mund. Nun wusste er Bescheid. Die Steine hatten ihm die Antwort verraten; sie dienten dazu, dass er am Grund des einsamen Tümpels blieb und nie wieder auftauchte.

»Nein!«, flehte er zu niemandem. »Ich will nicht sterben!«

Die Stimme in seinem Kopf schwieg, als lohne es sich nicht mehr, etwas auf das Gestammel eines Todgeweihten zu geben.

»Bitte!«, greinte er. »Meine Frau! Ich hab doch niemandem was getan! Ich werd auch nichts verraten, ganz sicher nicht.«

Er drehte sich verloren um seine eigene Achse. Nur die Frösche antworteten ihm; ihr Quaken klang so gelangweilt, als wollten sie ihm bedeuten, dass Sterben in diesem Wald

zur Tagesordnung gehörte.

Die mit Steinen prall gefüllten Taschen seiner Jacke drohten zu reißen, als Thomas Eichinger einen ungelenken Schritt zum Wasser machte. Mit dem nächsten Schritt zerteilte er die Algenschicht. Die Kälte des Wassers drohte ihm den Atem zu rauben, doch er hielt nicht inne, die Stimme ließ Zögern nicht zu.

Der Grund des stillen Tümpels, der den Mann zu schlucken drohte, fiel steil ab. Bereits nach wenigen Metern stand ihm das Wasser bis zur Brust. Verwesungsgeruch drang ihm in die Nase, als hockte unter der Oberfläche eine ganze Armee verfaulten Opfer der unheimlichen Stimme, die Eichinger ungerührt in den Tod schickte. Der Schlick am Grund zerrte an seinen Füßen und saugte den Mann förmlich auf.

Still und resigniert weinte Thomas Eichinger, aller Hoffnung beraubt. Dann machte er den nächsten Schritt und Wasser füllte seinen Mund.

Es dauerte keine zehn Sekunden, dann lag der Tümpel wieder reglos da; lediglich die Verwüstung im dichten Algentepich erinnerte daran, was geschehen war. Nach wenigen Momenten stieg eine durchscheinende, kaum erkennbare Wolke aus dem Wasser empor und verschwand zwischen den hohen Baumkronen.

\*\*\*

Ben Fuller saß in dem kleinen, aber gemütlichen Büro von Kriminalhauptkommissar Stefan Crenz, dessen Schreibtisch so aufgeräumt war, wie Ben es vermutlich niemals geschafft hätte. Ingeheim fragte er sich, ob der Mann an Unterbeschäftigung litt, aber vermutlich tat man ihm mit dieser Verdächtigung Unrecht. Vor Ben stand eine Tas-

se Kaffee, der seinem Namen gerecht wurde, wie er mit Wohlwollen feststellte. Crenz war im Moment damit beschäftigt, den Zucker umzurühren, den er zur Genüge in seine Tasse geschüttet hatte. Ben warf einen Blick aus dem Fenster und sah einen kleinen Park in der Nähe des Gebäudes.

Seine Befürchtung, dass dieses Gespräch zu einem Kompetenzgerangel mutieren würde, bewahrheitete sich nicht. Ben wusste, dass sein Besuch angekündigt worden war, und zwar offenkundig mit solcher Nachdrücklichkeit, dass keine Fragen offenblieben; zumindest wurden sie von Crenz nicht gestellt. Es erschien Ben geradezu so, als sei er plötzlich zu einem hohen Tier aufgestiegen.

Crenz stellte seine Bemühungen ein, den Zucker umzurühren, und blickte nun abwechselnd in eine vor ihm liegende Akte und auf den Computerbildschirm. Ben Fuller beobachtete ihn dabei und trank hin und wieder einen Schluck Kaffee aus der Tasse, von der ihm fröhlich einige Mainzelmännchen entgegenlächelten. Er schätzte, dass Crenz ähnlich alt war wie er, vielleicht dreißig oder fünfunddreißig Jahre, recht jung für einen Mann, der bereits Kriminalhauptkommissar war. Seine Augen blickten offen und freundlich, wodurch ein sympathischer Eindruck entstand, aber Ben war nicht entgangen, dass sein Blick hin und wieder seine Lebhaftigkeit verlor und unbewusst eine tiefe Traurigkeit oder zumindest eine gewisse Niedergeschlagenheit offenbarte; vielleicht ein Echo der Erinnerungen, die mit seinem Beruf zu tun hatten, der einem allzu oft die sonnenlose Seite der Gesellschaft aufzeigte. Ben vermutete, dass Köln in dieser Hinsicht ein trauriges Paradebeispiel war. Mehr noch als jede Statistik verrieten seine Augen diese Wahrheit. Jetzt jedoch glühten sie vor Konzentration.

Er blätterte einige Seiten in der vor ihm liegenden Akte um, zwischendurch machte er sich eine kurze Notiz. Mit einem Röcheln erwachte der Drucker zum Leben und spie einige Seiten Papier aus, die Crenz dem Besucher reichte, nachdem er einen prüfenden Blick auf die Papiere geworfen hatte. »Das war Lutz Bürger. Ein netter Bursche mit einem ausgefallenen Hobby.«

Ben überflog die Seiten und erfuhr schnell, dass Bürger zwischen 1952 und 1955 in Köln mindestens zwölf Menschen ermordet hatte. Offensichtlich war Jack the Ripper sein großes Vorbild gewesen, denn auch Bürger mordete ausschließlich mit einem Messer. Schnell verlieh die Presse ihm die Beinamen *Monstermann* und *Ripper von Köln*. Er war nicht besonders wählerisch, was seine Opfer anging, er schlachtete gleichermaßen Frauen wie Männer beinahe jeden Alters ab. Das jüngste Opfer hieß Marlies Roth, sie war nur fünfzehn Jahre alt geworden. Auf der nächsten Seite las Ben, dass der älteste Tote Heinrich Rothmann hieß und zweiundsiebzig Jahre alt gewesen war. Ben runzelte die Stirn, als ihm die Ähnlichkeit beider Nachnamen auffiel, schwieg jedoch, da dies nun ohnehin keine Rolle mehr spielte.

»Auf der Flucht erschossen«, murmelte er und blätterte weiter.

»Sonst wären es sicher mehr als zwölf Opfer geworden«, entgegnete KHK Crenz. »Bürgers Absicht war es bestimmt nie gewesen, ähnlich wie der Ripper eines Tages von der Bildfläche zu verschwinden.«

Ben ließ die Seiten auf den Schreibtisch fallen. »Aber ich verstehe nicht, wo hier der Bezugspunkt zu diesem alten Fall liegen soll. Die jetzigen Morde wurden doch, wenn ich richtig informiert bin, stets von anderen Tätern begangen, die in einigen Fällen sogar mit ihren Opfern in direkter

Verbindung standen. Was verleitet Sie also zu Ihrer Annahme? Haben die Täter eine Botschaft hinterlassen?«

»Sozusagen.« Stefan Crenz lächelte leicht und zeigte mit zwei gespreizten Fingern auf sein eigenes Gesicht. »Genau wie sein Vorbild pflegen sie den Opfern die Augen auszustechen.«

Ben stieß einen leisen Pfiff aus. Soweit er sich entsann, stand dieses Detail nicht in den Berichten der Presse. »Das ist allerdings eine Botschaft. Geschieht das vor oder nach dem Tod der Opfer?«

»Nach ihrem Tod.«

»In welchen Gegenden geschehen die Morde?«

»Alle Morde geschahen in unterschiedlichen Stadtteilen Kölns: Porz, Chorweiler, Innenstadt.«

»Es gab keine Zeugen?«

Crenz seufzte. »Doch, es gibt einen Zeugen. Leider, wie ich betonen muss.«

»Warum sagen Sie das? Wer ist es?«

»Clemens Kaulmann, acht Jahre. Er floh, als seine Mutter, Eva Kaulmann, hinter ihm her war, um ihn umzubringen, nachdem die Frau zuvor bereits ihren Mann niedergemetzelt hatte. Selbstverständlich ohne jedes offenkundige Motiv, wie in den anderen Fällen auch.«

»Scheiße«, brachte Ben Fuller heraus.

»So ist es«, pflichtete Crenz ihm bei. »Übrigens gibt es in diesem Fall einige Abweichungen. Dem Toten wurden die Augen nicht ausgestochen und wäre der Junge von seiner Mutter erwischt worden, wäre dies der einzige Doppelmord gewesen. Und auch die Frau hat es überlebt. Sie liegt schwer verletzt im Krankenhaus, nachdem sie beim Überqueren einer Straße angefahren wurde. Die Ärzte sagen jedoch, dass sie durchkommen wird. Der schwere Unfall war also sozusagen ihre Lebensrettung. Ihre Aussage wird

hoffentlich dazu beitragen, dass der Spuk bald vorbei ist. Derzeit ist es allerdings noch nicht möglich, mit ihr zu reden. Bis gestern lag sie auf der Intensivstation. Der Junge lebt derzeit bei seiner Tante, er scheint die Sache gut überstanden zu haben. Nur behauptet er, er könne sich an nichts erinnern.«

»Glauben Sie ihm?«

»Nein, tu ich nicht. Wir müssen ihm Zeit geben, über das Erlebte zu sprechen. Wenn er jemals dazu in der Lage sein wird. Er musste mit ansehen, wie sein Vater von seiner eigenen Mutter niedergemetzelt wurde, die anschließend versuchte, auch ihn zu erwischen. Wie soll damit jemand fertig werden, ohne den Verstand zu verlieren?«

Ben zuckte mit den Schultern. »Allein wird es ihm kaum gelingen. Meinen Sie, es macht Sinn, wenn ich versuche, mit ihm zu reden? Wir können kaum so lange warten, bis er sich uns aus eigenen Stücken anvertraut.«

Crenz grinste freudlos. »Sie haben mein Dilemma gut umschrieben. Aber nun ist es ja auch Ihres. Wenn ich recht verstehe, leiten Sie mehr oder weniger offiziell die Ermittlungen. So jedenfalls übermittelte Ihre ... hm ... Dienststelle uns das.«

»Wenn Sie damit ein Problem haben ...«, begann Ben.

Crenz winkte ab. »Absolut nicht. Soll ich Ihnen etwas verraten?« Er beugte sich ein wenig vor. »Ich muss zugeben, dass dieser Fall meinen Horizont übersteigt. Ohne jeden Grund drehen Leute durch, bringen jemanden um und begehen dann Selbstmord. Und wir können noch nicht einmal sagen, wie sie das bewerkstelligt haben.« Crenz verzog sein Gesicht zu einer verzweifelten Grimasse. »Es gibt keine Tatwaffe, in keinem Fall wurde ein Messer gefunden. Und jetzt erklären Sie mir eines ...«

Ben schaute Crenz fragend an.

»Wie lassen Selbstmörder das Messer verschwinden, mit dem sie sich umgebracht haben?«

Ben dachte eine Weile darüber nach. »Äußerst mysteriös«, erwiderte er schließlich. »Was aber ...«

»Ja?«

»Haben Sie schon einmal darüber nachgedacht, dass hinter alldem tatsächlich Bürger stehen könnte?«

»Aber Bürger ist doch nachweislich tot. Erschossen und verscharrt.«

»Vielleicht hat er eine Möglichkeit gefunden, seinen Geist zurückkehren zu lassen, der heute das erledigt, was ihm zu Lebzeiten verwehrt wurde.« Ben Fuller hob eine Hand, um Crenz' Protest zu unterbinden. »Ich weiß, das klingt seltsam und verrückt. Aber mal angenommen, diese Möglichkeit käme wirklich in Betracht, würde sie dann nicht vieles erklärbar machen? Zum Beispiel die Tatsache, dass wir es bei den Mördern ausnahmslos mit eigentlich harmlosen Menschen zu tun haben. Oder die stets fehlenden Tatwaffen. Für dieses Phänomen gibt es keine logische Erklärung, es sei denn, Sie sind in der Lage, paranormale Auffälligkeiten anzuerkennen.« Ingeheim klopfte Ben sich anerkennend auf die Schulter, dass es ihm gelungen war, Jacques Baptistes Umschreibung zum Besten zu geben.

Er sah Crenz' skeptischen Blick und fügte hinzu: »All das schließt aber nicht aus, dass es auch Drahtzieher aus Fleisch und Blut gibt. Von dieser Seite her müssen wir den Fall angehen, glaube ich.«

Crenz stieß ein langes Seufzen aus und lehnte sich wieder in seinem bequemen Stuhl zurück. »Ganz ehrlich, ich hatte bereits ähnliche Gedankengänge wie Sie. Natürlich habe ich mit niemandem darüber gesprochen; mein Ruf bedeutet mir schließlich noch etwas. Das unterscheidet uns offenbar.«

\*\*\*

Zoltan Nenth bewohnte ein heruntergekommenes Haus am Kölner Stadtrand, das er vor rund zwei Jahren für einen Spottpreis ergattert hatte. Es hatte eine gewisse Ähnlichkeit mit einem Bunker, weil es einen trist-grauen Anstrich hatte. Die schmutzigen Fenster an der Front waren kaum größer als Bullaugen, sodass es im Inneren beinahe so finster war wie im Bauch eines Wals.

Die dringend erforderlichen Renovierungsarbeiten waren noch längst nicht abgeschlossen, da Nenth dies nicht als wesentlich ansah. Am wichtigsten war ihm, dass er hier in Ruhe leben konnte, die nächsten Nachbarn waren rund einhundert Meter entfernt und kümmerten sich nicht im Geringsten um Nenth. Nicht nur das Haus war abschreckend; das gleiche sagten sie auch über Zoltan Nenth. Zudem gab es viel Waldfläche, die ihn vor den Blicken Neugieriger schützte.

Nun befand er sich im Keller, wo es kühl und klamm wie in einer Gruft war. Schimmelflecken hatten die Wände und die Decke erobert, doch das nahm Nenth überhaupt nicht wahr. Der Raum wurde von dem flackernden Licht zahlreicher Kerzen erleuchtet, welche auf der mit Kreide gemalten Linie eines Kreises standen, in dessen Mitte Nenth kauerte. Vor ihm stand eine silberne Schale, die bis zur Hälfte mit dem Blut eines Hahns gefüllt war, der tot in einem Nebenraum lag. Tierblut genügte normalerweise, um eine Beschwörung erfolgreich auszuführen, aber mittlerweile wusste Nenth, dass es nicht von Nachteil war, wenn er selbst ein Opfer brachte. Daher fügte er sich mit einem scharfen Messer eine besorgniserregend ergiebige Wunde am Handrücken zu und ließ sein herausströmendes Blut in die Schale laufen, in die er außerdem Weihrauch und Sty-

rax gemischt hatte. Die Schale erhitzte er mit einer weiteren Kerze, die im Inneren des Kreises stand. Bald erfüllte der Duft kochenden Blutes den fensterlosen und kalten Raum.

Alte, vergilbte Fotos von Lutz Bürger waren im Raum verteilt, sodass sein verschlossenes Gesicht allgegenwärtig war. Auf diese Fotos konzentrierte Nenth sich nun. Er wusste, dass es ihm gelingen würde, den Geist des erschossenen Massenmörders zu beschwören. Es schien beinahe so, als warte das Jenseitswesen mittlerweile auf dieses Ritual. Ganz anders als noch beim Erstkontakt vor einigen Wochen, der zu scheitern drohte, obwohl Nenth über mehrere Tage immer wieder versucht hatte, Bürgers Geist zu beschwören – zuerst allein, so wie jetzt, später dann mit Unterstützung von Cendric Baltic und Andreas Schütte. Unmengen an Blut waren vergeudet worden, sein eigenes, das seiner Freunde und das von aufgekauften oder gefangenen Tieren, deren starre Kadaver sich einige Tage lang im Nebenraum, der zur Leichenkammer geworden war, gestapelt hatten. Zum Schluss hatte der Duft des Blutes und des Weihrauchs eine derart blumige Intensität angenommen, dass Baltic würgend in den Wald geflohen war. Nur mit dem Versprechen auf Reichtum war es Nenth gelungen, seinen Kumpan wieder in den Keller zu locken.

Dann, irgendwann, war es ihnen gelungen, Kontakt aufzunehmen.

Die Leichtigkeit, mit der es ihm mittlerweile gelang, die Beschwörung zu einem erfolgreichen Ende zu bringen, lag wohl eindeutig darin begründet, dass Lutz Bürger ganz eigene Interessen verfolgte. Nenth kannte seine blutrünstige Geschichte und ihm war klar, dass der Totengeist danach gierte, die Mordserie von Neuem zu beginnen. Die unselige Kraft, die Bürger zu seinen Taten befähigte, schwand

nach einer gewissen Zeit, sodass eine weitere Beschwörung vonnöten war, und gerade dies hielt Nenth für den Schlüssel zum Erfolg. Bürger war auf seinen menschlichen Komplizen angewiesen; ohne die Prozedur der Heraufbeschwörung war er nicht in der Lage, auf Beutejagd zu gehen. Demnach war dieser Pakt für beide Seiten sehr ertragreich und Nenth wusste, dass eine goldene Zukunft vor ihm lag.

Thomas Eichinger war lediglich ein Experiment gewesen; der Ertrag war gering, doch in Nenth's Augen ein Erfolg von unglaublicher Tragweite. Durch Bürgers Hilfe konnte er jeden Menschen so sehr manipulieren, dass er genau das tat, was Nenth wollte. Die Aussichten, die sich daraus ergaben, ließen Nenth gelegentlich vor Wonne erschauern, und er musste sich immer wieder bremsen und zur Ruhe mahnen. *Ein Schritt nach dem anderen*, sagte er sich immer.

Die Welt lag offen und aussichtsreich vor ihm; er musste lediglich zugreifen und sie gehörte ihm. Was machte es da schon, dass der Totengeist sein eigenes Spiel trieb? Dieses Vergnügen gönnte Nenth ihm nur allzu gerne.

Die schale Luft im Kellerraum änderte sich unmerklich; sie schien plötzlich mit einer fremden Energie aufgeladen und knisterte schier vor Elektrizität. Er spürte, wie die feinen Härchen auf seinen Armen sich aufstellten und ein Schauer durchzuckte ihn, wie immer, wenn es soweit war. Manchmal glaubte Nenth, ein leichtes Wabern in der Luft zu sehen, das annähernd menschliche Ausmaße hatte, aber das mochte auch an der Überreizung seiner aufgepeitschten Sinne liegen. Wie leicht es ihm diesmal gefallen war, den Kontakt herzustellen; noch nicht einmal übermäßige Konzentration war nötig gewesen. Bürger schlüpfte beinahe bereitwillig in die diesseitige Welt. Er gierte nach Blut; ganz offenkundig.

Und Nenth gedachte es ihm zu geben. Diesmal hatte er

einen ganz besonderen Auftrag für den geisterhaften Mörder. Seine Freunde Baltic und Schütte bereiteten ihm Sorge. Früher oder später würden sie die Nerven verlieren; bei Schütte stand dieser Zeitpunkt offenbar kurz bevor. Sie waren beide ein zu großes Risiko und er brauchte sie ohnehin nicht mehr. Sie waren nur bei der Erstbeschwörung wichtig gewesen; ohne ihre Hilfe und ihr Blut, das sie gaben, wäre der Versuch vermutlich gescheitert.

Nicht nur von Bürger befanden sich Fotos im düsteren Kellerraum, sondern auch von Schütte und Baltic; irgendwelche Schnappschüsse von früheren Urlaube, die sie gemeinsam verbracht hatten.

Es bedurfte keiner Worte, um Bürger die genauen Instruktionen zu geben. Bürger schien seine kommende Aufgabe direkt aus Nenth's Hirn zu saugen.

Diesmal war er sich ganz sicher, dass er für den Bruchteil einer Sekunde ein Wabern vor sich sah. Es war ein formloses Gebilde, das zittrig vor seinen Augen tanzte, als würde ein Schauer der Vorfreude durch den Totengeist strömen.

\*\*\*

Eva Kaulmann lag in der Kölner Uniklinik, zu der Ben Fuller sich mit einem Taxi chauffieren ließ, da Crenz ihm gesagt hatte, dass Parkplätze dort rar gesät seien. Dort angekommen kratzte er sich ein wenig ratlos am Kopf, als sich der unübersichtliche Gebäudekomplex vor seinen Augen ausbreitete. Ben machte sich auf die Suche nach der Unfallchirurgie, in der die Frau lag.

Es dauerte eine Weile, bis er auf einer Informationstafel herausfand, welchen Weg er einschlagen musste, und noch bedeutend mehr Zeit verging, bis er diesen Weg endlich hinter sich gebracht hatte. Von einer zuvorkommenden,

angesichts des Ortes unangemessen gut gelaunten Krankenschwester erfuhr Ben, dass Eva Kaulmann am Tag zuvor die Intensivabteilung verlassen hatte und nun in einem Einzelzimmer lag, derzeit aber noch nicht ansprechbar sei. Die Schwester wies ihm den Weg, er bedankte sich voller Überschwänglichkeit bei ihr, so groß war seine Erleichterung, endlich am Ziel zu sein.

Als Ben um die letzte Ecke bog, die ihn noch von dem Krankenzimmer trennte, kam ihm ein Mann entgegen, mit dem er beinahe zusammenstieß. Er blickte Ben finster an, als hätte er ihn am liebsten aus dem Weg gewünscht. Er hatte dunkles, ein wenig ungepflegtes Haar und sein Gesicht hätte dringend eine Rasur nötig gehabt.

»Sorry«, murmelte Ben verdrossen und hörte den Mann eine Erwiderung zischeln, die er jedoch nicht verstand. Achselzuckend ging Ben Fuller weiter und stand schließlich vor Eva Kaulmanns Krankenzimmer. Obwohl er wusste, dass sie noch nicht wieder bei Bewusstsein war, klopfte er an und war überrascht, als er eine Stimme vernahm, die ihn hereinbat.

Auf einem Stuhl neben dem Krankenbett saß eine Frau und blickte Ben entgegen.

»Guten Tag«, sagte die Besucherin und stand auf. »Heike Bender.«

Ben ging auf sie zu, reichte ihr die Hand und stellte sich vor. »Ben Fuller.« Ihr Händedruck war überraschend fest, beinahe fühlte es sich so an, als wolle sie ihn gar nicht mehr loslassen. »Sind Sie mit Frau Kaulmann befreundet?« Er deutete auf die im Bett liegende Frau mit blassem Gesicht und geschlossenen Augen, deren Kopf bandagiert war.

»Ich bin ihre Schwester.«

Ben entsann sich, dass Clemens Kaulmann, der Junge, der auf so tragische Weise seinen Vater und beinahe auch

seine Mutter verloren hatte, zurzeit bei ihr wohnte. »Wie geht es ihr?«

»Sie ist Gott sei Dank außer Lebensgefahr. Sie hat einige komplizierte Brüche, besonders ihre Beine und die Hüfte sind in Mitleidenschaft gezogen worden, und auch am Kopf hat sie einiges abbekommen, aber die Ärzte meinten, dass Eva wieder weitestgehend hergestellt werden kann. Natürlich wird es lange dauern, aber ...« Sie brach ab und schüttelte den Kopf, als könne sie immer noch nicht verstehen, was vorgefallen war. »Das ist alles so schrecklich. Wie hat sie nur so etwas tun können?«

Leise sagte Ben: »Sie ist nicht verantwortlich für das, was passiert ist.«

»Genau das sagten mir Ihre Kollegen ebenfalls.« Durch ihre eigene Äußerung keimte ein Gedanke in ihrem Kopf auf, den sie sogleich äußerte. »Sind Sie denn überhaupt von der Polizei?«

Ben nickte beruhigend. Um lange Erklärungen zu vermeiden, sagte er: »Ich arbeite eng mit Hauptkommissar Crenz zusammen, der für diesen Fall verantwortlich ist.«

Frau Bender genügte diese Erklärung. »Aber kann ich glauben, was Ihre Kollegen mir sagten? Warum sollte sie denn unschuldig sein? Sie hat ihren Mann ermordet. Und sie wollte auch Clemens töten.« In ihren aufgerissenen Augen sah Ben Wut und Resignation gleichermaßen. »Und selbst wenn es stimmt, was sie sagen: Ändert dies etwas?«

»Das ändert eine Menge«, widersprach Ben, »und zwar nicht nur aus juristischer Sicht. Ihre Schwester ist keine Mörderin, sondern ein Opfer wie ihr Mann und Clemens. Ich weiß, das ist schwer zu glauben, weil die Fakten eine andere Sprache sprechen, aber es ist dennoch so, wie ich es sage. Sie können mir vertrauen.«

Heike Bender warf ihm ein schwaches Lächeln zu, bevor

sich ihr Gesicht schlagartig wieder verdüsterte. »Clemens fragt oft nach seiner Mutter. Und natürlich auch nach seinem Vater. Ich bin mir sicher, er weiß, was geschehen ist, auch wenn er bislang noch kein Wort darüber verloren hat. Manchmal ist er mir unheimlich. Er verhält sich vollkommen normal, als sei nie etwas geschehen. Ich weiß nicht, wie ich mit dieser Situation umgehen soll.« Sie blickte Ben an, ein Funkeln von Tränen, die strömen wollten, war in ihren Augen. »Wie soll sein Leben denn weitergehen? Und wie soll meines weitergehen? Ständig habe ich Angst, dass etwas geschieht, ohne dass ich meine Angst eingrenzen könnte. Verstehen Sie das?«

Ben nickte. Während er noch überlegte, was er erwidern könnte, fragte sie ihn mit vollkommen verändertem Tonfall: »Was halten Sie davon, wenn wir in die Cafeteria gehen? Ich hätte Lust auf einen Kaffee. Sie vielleicht auch? Dort kann ich vielleicht vergessen, dass ich in einem Krankenhaus bin. War oft genug in welchen und selten ging es gut aus.« Hastig stand sie auf und blickte ihn voller Erwartung an.

Ben hatte nichts gegen einen Ortswechsel einzuwenden, zumal er der Frau insgeheim zustimmen musste; auch ihn schüchterte die Atmosphäre eines Krankenhauses ein. Außerdem hoffte er, mehr über Eva Kaulmann und ihr Leben zu erfahren. Vielleicht wusste ihre Schwester Details, die ihm helfen würden, Licht ins Dunkel zu bringen. Hatte es Veränderungen im Leben von Eva Kaulmann gegeben, vielleicht Begegnungen oder Bekanntschaften, die sie geschlossen hatte?

Heike Bender wartete bereits an der Tür und ließ Ben den Vortritt. Er nickte ihr im Vorübergehen zu und schenkte ihr ein Lächeln, das sie erwiderte. Beinahe kam es ihm so vor, als sei sie erleichtert, das Krankenzimmer end-

lich verlassen zu können. Auf dem Gang wandte Ben sich nach links, wo das Treppenhaus und die Aufzüge lagen, doch bereits nach wenigen Schritten blieb er stehen. Einige Meter entfernt sah er erneut den Mann, mit dem er vorhin beinahe zusammengestoßen wäre. Konnte das ein Zufall sein?

Heike Bender schloss zu Ben auf und blieb zögernd neben ihm stehen. »Stimmt etwas nicht?«

Ben brachte sie mit einer Handbewegung zum Schweigen. »Entschuldigen Sie«, sagte er laut, »dürfte ich wissen, was Sie hier tun?«

Weiter vorn drehten sich zwei Krankenschwestern um und blickten zu ihm hinüber. Eine von ihnen kam zwei, drei zögerliche Schritte auf ihn zu; wahrscheinlich wollte sie ihn für seinen lauten Ruf maßregeln.

Der angesprochene Mann drehte sich langsam, beinahe gelangweilt zur Seite, dann plötzlich spurtete er davon. Einen Arzt, der soeben ein Krankenzimmer verließ, stieß er grob beiseite. Der Mann im weißen Kittel prallte gegen die Wand und stieß einen schmerzhaften Schrei aus. Er verlor die Unterlagen aus den Händen und seine Brille flog in hohem Bogen von seiner Nase. Die Gläser zerbarsten auf dem harten Boden. Ben spürte die Splitter unter seinen Schuhen, als er die Verfolgung aufnahm. Also hatte ihn sein Gefühl nicht getrogen; der Typ lungerte aus einem ganz bestimmten Grund hier herum.

Er sah noch, dass der Flüchtende im Treppenhaus verschwand. Ben stieß die Tür auf und verharrte kurz, um die Richtung zu bestimmen, die er nehmen musste. Hastige Schritte erklangen vom unteren Stockwerk herauf.

Immer zwei oder drei Stufen nehmend spurtete Ben die Treppe hinab, wobei er vor jeder Biegung zunächst verharrte, um nicht in eine Falle zu rennen. Dadurch gewann

der Kerl einen beträchtlichen Vorsprung.

Mehr und mehr kam Ben zu der Vermutung, dass der Mann wegen Eva Kaulmann ins Krankenhaus gekommen war. Doch welche Verbindung mochte es zwischen ihnen geben? Ben hoffte, dass er bald eine Antwort auf diese Frage bekommen würde.

Unten fiel mit einem vernehmlichen Dröhnen eine Eisentür ins Schloss. Sekunden später gelangte Ben dorthin und blieb stehen, während er verschnaufte. Es war eine rote Eisentür mit der Aufschrift U2.

Vorsichtig öffnete er sie und spähte nach links und rechts. Zu beiden Seiten erstreckte sich ein düsterer Gang. Hierhin hatten Patienten keinen Zutritt.

Zur linken Seite endete der Gang nach wenigen Metern, also wandte Ben sich in die andere Richtung. Er hörte keine Schritte mehr, so sehr er auch auf sie achtete. Leise tappete er weiter und war ständig darauf gefasst, in einen Hinterhalt zu geraten. Über ihm brummten Neonröhren, eine von ihnen war bald hinfällig und flackerte immer wieder auf. Von irgendwoher drangen leise Stimmen von zwei Männern an Bens Ohr. Ein Patientenbett stand an der Wand, auf der Liegefläche türmte sich benutzte Bettwäsche. Er stieß das Bett an, sodass es ein wenig ins Rollen kam, und stellte fest, dass der Mann nicht auf der anderen Seite kauerte.

Am Ende des Ganges wurde es heller, da Tageslicht in den Keller fiel. Vielleicht stand dort eine Tür offen, die nach draußen führte; das bedeutete wohl, dass der Flüchtende mit einiger Sicherheit dort hinaus verschwunden war. Unschlüssig blieb Ben stehen und überlegte, was er nun tun sollte, da hörte er ein leises Geräusch hinter sich. Noch bevor er sich zur Gänze umgedreht hatte, wusste er bereits, dass er wie ein Anfänger in die Falle getappt war.

Ein harter klobiger Gegenstand dröhnte seitlich gegen seinen Schädel. Ben Fuller hörte einen Schrei, vermutlich seinen eigenen, dann floss jegliche Kraft aus seinen Beinen, die unter ihm zusammensackten. Schwer fiel er zu Boden und die Welt geriet ins Schlingern und drehte sich fort von ihm.

Zoltan Nenth stand unschlüssig vor dem am Boden liegenden Mann und blickte fortlaufend zu beiden Seiten des Gangs. Er verspürte eine dermaßen große Wut, dass er sie nur zu gerne an dem Bewusstlosen ausgelassen hätte. Nenth legte die Armlehne eines zerstörten Stuhls zu Boden, welche er in einem Raum mit ausrangiertem Mobiliar gefunden hatte. Der Kerl war nicht vollkommen weggetreten; er stieß ein Stöhnen aus und machte unbeholfene Bewegungen mit den Armen.

Wer war er nur? Es missfiel Nenth, dass er Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte. Er war ins Krankenhaus gefahren, um herauszufinden, wie der Gesundheitszustand Eva Kaulmanns war. Sie musste beseitigt werden, das war ihm klar, denn er vermochte nicht zu sagen, an welche Details sie sich erinnern konnte, was jene Nacht betraf, in der sie ihren Mann ermordet hatte. Sie war eine Zeugin, auf die sich die Polizei nur zu gern stürzen würde, das war ihm bewusst.

Ihr Zimmer hatte er nicht betreten, da er rechtzeitig die Frau bemerkte, die zu Besuch gekommen war. Sie hielt sich so lange im Krankenzimmer auf, dass Nenth wie ein nervöser Tiger den Gang auf und ab gewandert war. Dann war ihm dieser Kerl über den Weg gelaufen, der ihn misstrauisch beäugt hatte.

Nenth beugte sich über den Mann und durchwühlte seine Taschen. Er fand eine Briefftasche und darin nach einigem Suchen zwischen alten Rechnungen und unnützen

Zetteln einen Dienstausweis, der auf eine Behörde mit dem eigenartigen Namen *United Nations International Paranormal Activity Force* ausgestellt war. Daneben ein Foto neueren Datums und der Name Benjamin Fuller. Verwirrt blickte Nenth auf diesen Ausweis. Er hatte noch nie zuvor von einer Organisation solchen Namens gehört, aber er musste nur eins und eins zusammenrechnen, um dem Geheimnis auf die Spur zu kommen. Der Typ schnüffelte Lutz Bürger und damit auch ihm, Zoltan Nenth, hinterher. Allzu viel hatte er vermutlich noch nicht in Erfahrung gebracht, vermutete Nenth, denn wozu hätte er sonst eine bewusste Frau im Krankenhaus aufsuchen sollen?

Nenth fühlte sich unbehaglich. Fuller würde ihn beschreiben und die richtigen Schlüsse aus seinem, Nenth's, Besuch im Krankenhaus ziehen können. Soweit durfte er es nicht kommen lassen, da ansonsten seine ganzen Pläne in Gefahr geraten konnten. Nenth musste hier und jetzt zur Tat schreiten, obgleich es von Anfang an seine Absicht gewesen war, nur aus dem Hintergrund heraus zu agieren. Das ging nun nicht mehr.

Blitzschnell griff Nenth in die Innentasche seiner Jacke und holte ein Messer heraus, das scharf genug war, einen unliebsamen Zeugen auszulöschen. Die Klinge blitzte im kalten Schein der Neonröhren.

»Rauf zu den Engeln mit dir, Fuller«, murmelte Zoltan Nenth leise. Er sah, dass die Bewegungen Fullers energischer wurden, seine Augenlider bewegten sich unruhig und öffneten sich leicht. Er sagte etwas, das Nenth jedoch nicht verstand.

Nenth bog den Kopf des Mannes zurück und legte die blitzende Klinge an seinen Hals.

Doch er kam nicht dazu, den Mord durchzuführen. Plötzlich wurden Stimmen laut, als sich eine Tür öffnete,

die weiter hinten im Gang lang. Zwei Männer in weißen Kitteln erschienen. Überrascht blieben sie stehen, als sie die Szene bemerkten, die sich nicht weit von ihnen entfernt abspielte.

»He, Sie, was machen Sie denn da?«, rief einer. Er ließ einen Aktenordner, den er unter seinem Arm geklemmt hatte, mit klatschendem Geräusch zu Boden fallen, und kam mit erhobenen Armen näher. »Wer sind Sie?«

Nenth stieß einen Fluch aus und hastete davon, während er mit einer fixen Geste das Messer einsteckte. Den Ausweis ließ er achtlos fallen. Er rannte auf den Lichtschein zu, der in den düsteren Gang fiel. Er musste eine Treppe hinaufsteigen, dann einen schmalen Flur überqueren, bis er zu einer Tür gelangte, die er aufstieß. Er befand sich auf der rückwärtigen Seite des Traktes. Hinter einer kniehohen Mauer sah er einen Parkplatz, auf den er flugs zurannte. Sekunden später war er wie vom Erdboden verschwunden.

Wenig später hastete einer der beiden Ärzte durch die gleiche Tür und schaute sich suchend um, doch er fand den Mann nicht mehr.

Achselzuckend kehrte er um und gesellte sich zu seinem Kollegen, der sich um den Bewusstlosen kümmerte.

\*\*\*

Ben war bereits seit mehreren Minuten wieder bei vollem Bewusstsein und starrte zur weiß getünchten Decke empor. Doktor Meier, mit dem Ben kurz zuvor noch gesprochen hatte, versprach, in wenigen Momenten wieder zurück zu sein. An Bens rechter Schläfe klebte ein Pflaster, das die Platzwunde verdeckte. Er ertappte sich dabei, wie seine Finger immer wieder an den Rändern des Pflasters

herumspielten.

Er verzog das Gesicht, weil er sich maßlos darüber ärgerte, dass er sich hatte überrumpeln lassen. Ben fragte sich, was der Mann, dem es so offensichtlich um Eva Kaulmann ging, im Schilde geführt hatte. Was hatte er mit der unheimlichen Mordserie zu tun?

Ben schüttelte den Kopf und spürte die Schmerzwelle aufbranden. Der Schlag war mit voller Kraft ausgeführt worden und er hatte Glück, dass er schon wieder bei Bewusstsein war und offensichtlich keinen größeren Schaden davongetragen hatte. Vom Arzt wusste Ben bereits, dass der Flüchtende drauf und dran gewesen war, ihn *mit einem Gegenstand, der wie ein Messer aussah, zur Strecke zu bringen* – so lauteten Meiers leicht zynische Worte.

Bens Herzschlag erhöhte sich, als ihm endlich bewusst wurde, wie viel Glück er gehabt hatte. Es war eine Sache von nur wenigen Sekunden und er wäre dem Totengeist sehr viel näher gewesen, als ihm lieb war.

Die Tür öffnete sich, ohne dass zuvor angeklopft wurde, und Doktor Meier trat ein. Er trug eine Brille mit einem markanten schwarzen Gestell. Sein graues Haar war kurz geschnitten. Er lächelte, als er sah, dass Ben wieder einigermaßen auf dem Damm war.

»Ich denke«, sagte er mit seiner sonoren Stimme, die angenehm einschläfernd klang, »eine Nacht zur Beobachtung und Sie können dann wieder nach Hause und Mörder fangen.«

Ben verzog das Gesicht zu einem leichten Grinsen. »Leichter gesagt als getan. Die Mörder flüchten immer, wenn Sie mich sehen.«

»Und manchmal schlagen sie auch zu.«

»Auch das.« Ben Fuller strich erneut über das festsetzende Pflaster. »Leider kann ich Ihre Gastfreundschaft nicht in

Anspruch nehmen. Es gibt noch viel zu tun und es müssen endlich Ergebnisse her.« Er brachte sich in eine aufrechte Position und stellte sogleich fest, dass sein Kreislauf alles andere als in Ordnung war. Die Welt schlingerte vor seinen Augen und die Muskeln in seinen Armen erzitterten, als er sich abstützen wollte. Unterdrückt stöhnte er auf.

»Das sollten Sie sich aber genau überlegen«, hörte er die Stimme des Arztes. »Sie sind noch nicht soweit, dass ich Sie mit gutem Gewissen entlassen kann. Ich nehme an, Sie merken es gerade selber.«

Ben entgegnete nichts, da die Antwort offensichtlich war. Beinah wäre er bereit gewesen, Meier zuzustimmen, als sein Handy in der Jacke klingelte, die er immer noch trug. Er fischte es aus der Tasche und blickte aufs Display. Die Nummer kannte er nicht. Ben meldete sich und lauschte. Es war Kriminalhauptkommissar Crenz.

Er hatte erstaunliche Informationen für Ben.

»Vor wenigen Minuten erhielten wir einen Anruf von einem Mann. Er sagte, er könne uns alles über die Mordserie sagen. Er wäre zwar nicht verantwortlich, aber involviert. Er ist bereit, uns alles zu sagen, was er weiß.«

Ben tat gewollt abwartend. »Warum sollte er das tun? Er weiß doch, dass es Konsequenzen für ihn haben wird.«

»Das fragte ich ihn auch. Seine Antwort lautete, dass er den Druck nicht mehr aushalten könne. Er hätte das von Anfang an nicht so gewollt und wäre gezwungenermaßen in diese Sache hineingeschlittert. Nun aber, so sagte er und ich habe ihm das abgekauft, müsse endlich Schluss sein.«

»Ein sehr löblicher Gedanke.« Gedankenverloren fingerte Ben erneut an seinem Pflaster herum. »Hat er denn auch seinen Namen gesagt?«

»Hat er. Der Mann heißt Andreas Schütte.« Gleich darauf nannte Crenz die Adresse des Mannes. »Wie sollen wir

vorgehen?»

Ben überlegte kurz. »Ich werde zunächst einmal allein mit ihm reden. Je nachdem, was er zu sagen hat, werden wir dann überlegen, wie wir weiter vorgehen.« Im Anschluss berichtete er Crenz, was ihm in der Zwischenzeit widerfahren war.

Es war eine Weile still am anderen Ende der Leitung, bevor Crenz schließlich sagte: »Die Dinge entwickeln sich. Ich weiß nur nicht, ob die Richtung stimmt. Sie hatten eine Menge Glück.«

Ben blinzelte zum wartenden Arzt hin, der am Fenster stand und hinausblickte. »Das habe ich vorhin schon einmal gehört.«

»Sind Sie denn mittlerweile wieder soweit auf dem Damm, dass Sie sich allein auf den Weg machen können?«

»Sicher«, entgegnete Ben Fuller. »Ich sprach auch bereits mit dem Arzt darüber. Er meinte, es sei nicht nötig, dass ich hier ein wertvolles Bett in Beschlag nehme.«

Mit einem breiten Grinsen nahm er zur Kenntnis, dass Meier sich bei diesen Worten umdrehte und Ben konsterniert und erbost gleichzeitig anstarrte.

Am Krankenhaus setzte Ben sich, nachdem er sich von Heike Bender verabschiedet hatte, in ein Taxi und ließ sich durch halb Köln zur Wohnung Andreas Schüttes chauffieren, was dem Fahrer ein Grinsen ins Gesicht zauberte.

Während der monotonen Fahrt telefonierte Ben mit Stephanie. Sie arbeitete in einer Buchhandlung, die sie zusammen mit einer Freundin betrieb. Da sie im Moment nur wenig Zeit hatte, fasste er sich kurz und informierte sie im Telegrammstil darüber, was geschehen war; nur verschwieg er ihr, wie groß die Gefahr für ihn gewesen war. Ben dachte, es sei besser, dies später am Tag zu tun. Er sprach leise

und teilweise nutzte er Umschreibungen, damit der Taxifahrer den Sinn des Telefonats nicht erfasste. Aber der konzentrierte sich ohnehin ganz auf den dichten Straßenverkehr und zeigte nicht das geringste Interesse, den Worten Ben Fullers zu lauschen.

»Sei vorsichtig, hörst du?«, riet Stephanie. Ihre Stimme klang ein wenig besorgt. Mit einem Mal spürte Ben, dass er ihr eine Menge zumutete. Die ganze Situation, die seinen neuen Beruf anging, konnte weder von ihr noch von ihm überschaut werden. Dass es lebensgefährlich war, hatte er bereits schmerzvoll erfahren müssen, und das, obwohl er noch keine Bekanntschaft mit dem eigentlichen Urheber der Morde, mit Bürger, gemacht hatte. Ben stellte sich die Frage, wie man einen Geist aufhalten konnte. Wie konnte man etwas töten, das nicht lebte? Er blies die Wangen auf, als er sich mit dieser Frage beschäftigte.

»Mach dir keine Sorgen«, sagte er seiner Freundin zum Abschied. »Der Bursche, zu dem ich fahre, machte wohl einen ganz vernünftigen Eindruck am Telefon. Eine Falle ist so gut wie ausgeschlossen. Wenn das Gespräch mit ihm beendet ist, komme ich auf dem schnellsten Weg nach Hause. Ich denke, es wird nicht spät werden.«

»In Ordnung«, antwortete Stephanie und wünschte Ben viel Glück. Dann beendeten sie das Gespräch und die nächsten fünfzehn Minuten vergingen schweigend. Ben blickte zum Fenster hinaus, doch Köln zeigte sich ihm von seiner reizlosen Seite, als sei es von seinem Besuch gekränkt und wolle ihn so schnell wie möglich wieder loswerden, und so achtete Ben bald nicht mehr auf Einzelheiten, sondern konzentrierte sich ganz auf den Fall.

Endlich hörte Ben die brummige Stimme des Fahrers, der mit dem Dialekt eines waschechten Kölners verkündete, dass sie am Ziel angelangt seien.

Ben zahlte und ging dann auf das dreistöckige Haus zu, das grau und heruntergekommen am Straßenrand kauerte. Einige Meter vom Eingang entfernt sah er eine große Lache Erbrochenes, die wohl von einem Betrunkenen aus der vergangenen Nacht stammte. Wie eine Signatur bemerkte er mittendrin den Abdruck eines Schuhs. Die Fenster waren allesamt geschlossen, was gewiss an dem Lärm lag, der hier den ganzen Tag herrschte. Er sah einige Pflanzen auf den Fensterbänken stehen und auch sie sahen trostlos und verloren aus.

Schütte wohnte im obersten Stockwerk, wenn die Anordnung der Namensschilder stimmte. Ben drückte auf den Klingelknopf und musste kaum drei Sekunden warten, bis der Summer ertönte. Offensichtlich hatte der Mann bereits auf seinen Besuch gewartet. Ben stieß die Tür auf und verschwand im Hausflur, in dem es nach Essen roch. Irgendwo plärrte ein Fernseher, dann hörte Ben den schrillen Ruf eines Kindes und die barsche Entgegnung eines Mannes.

Die Stufen der Treppe, die er gemächlich hinaufstieg, waren schmutzig, an einigen Stellen auch klebrig, als wären Getränkeflaschen oder undichte Mülltüten ausgelaufen. Er vernahm, wie oben eine Tür geöffnet wurde, aber nicht schwungvoll, sondern eher zaudernd, als hätte der Mann plötzlich Bedenken bekommen. Das konnte Ben verstehen; ihm wäre es kaum besser ergangen. Der Druck, der auf Andreas Schütte lastete, musste beträchtlich sein, wenn es stimmte, was er am Telefon erzählt hatte.

Nachdem Ben die letzte Biegung der Treppe hinter sich gelassen hatte, sah er seinen Gastgeber: einen blonden Mann, der ein blasses, beinah kränklich-bleiches Gesicht hatte. Sein Alter schätzte Ben Fuller auf kaum dreißig Jahre. Er lächelte nicht, als Ben mit ausgestreckter Hand vor ihm stand und sich vorstellte. Seine Ohren waren ziemlich

groß, was ihm in seiner Kindheit sicher eine Menge Spott eingebracht hatte. In seinem Innern hätte man vermutlich eine Vielzahl an verdrängten Dramen entdecken können, die mit Wonne an ihm zerrten.

»Mit Ihnen hatte ich nicht gesprochen«, sagte er. Seine Stimme klang leise und gebrechlich, doch seine Augen ruhten voller feindseliger Skepsis auf Ben.

»Das ist richtig, Sie haben mit Kriminalhauptkommissar Crenz gesprochen. Ich bin sein Kollege.« Ben zückte seinen Ausweis, doch Schütte warf nur einen vagen Blick drauf und winkte verdrossen ab. Dann trat er in seine Wohnung und bedeutete Ben, dass er ihm folgen sollte.

Die Wohnung war einfach und recht trist eingerichtet. Die Möbel, die Ben sah, waren alt und vermutlich schon damals nicht sehr teuer gewesen. Im Wohnzimmer lag ein Teppich, der verschiedene dunkle Flecken aufwies und von der Farbe an einen krankhaften Zungenbelag erinnerte. Diese Wohnung bot einem ein Dach über dem Kopf, aber darüber hinaus zeigte sie keinerlei Ehrgeiz. Die Luft roch bitter und auch säuerlich nach Schweiß, weil kein Fenster geöffnet war.

Schütte forderte seinen Besucher auf, sich zu setzen, und Ben folgte seinem Geheiß und setzte sich auf das Sofa, das beinahe eine ganze Wand des Zimmers einnahm. Der Mann entsann sich seiner Gastgeberpflichten und fragte, ob Ben etwas zu trinken wolle, doch der schüttelte lächelnd den Kopf.

Ben vernahm von der Straße unentwegt den Lärm des Autoverkehrs.

»Also«, sagte Ben schließlich, als auch Schütte saß, »was haben Sie zu berichten?«

Unsicher knetete Schütte seine Hände und wich Bens Blick aus. »Sie werden mir ohnehin nicht glauben«, begann

er zögernd.

»Wir werden sehen.«

»Ich weiß, wer für die Morde verantwortlich ist.« Dabei deutete er auf die Schlagzeile des Kölner Express, der auf dem Couchtisch lag.

Ben nickte. »Das sagten Sie bereits am Telefon. Wer ist es denn?«

»Der Mann heißt Lutz Bürger.«

»Doch dieser Mann ist tot«, fuhr Ben fort, als Schütte nach weiteren Worten suchte.

Schütte zuckte zusammen. Er beugte sich vor, als säße in seiner Körpermitte eine Spannfeder. Auf seiner Oberlippe glänzte ein Schweißfilm. »Sie wissen, wer das ist? Oder war?«

»Die Morde, die geschehen sind, sind vergleichbar mit denen, die vor vielen Jahren Bürger beging. Die Frage, auf die wir brennend gerne eine Antwort hätten, ist natürlich, wie so etwas möglich ist. Wie bringt ein nachweislich Verstorbenen so etwas fertig?«

Es dauerte etliche Sekunden, bis Schütte diese Äußerung verdaut hatte. Zwar kannte er die Spekulationen der Presse, doch sicherlich hatte er nicht damit gerechnet, dass auch die Ermittlungen die Spur eines Toten verfolgten. »Es ist wirklich Lutz Bürger, der die Morde begeht. Es gibt keinen Nachahmer; er selber ist es.« Wieder stockte er und blickte zu Ben hinüber, doch der war ihm keine Hilfe, weil er schwieg und darauf wartete, was Schütte weiter zu verkünden hatte.

»Ich habe einen Freund«, fuhr er zögerlich fort, »der irgendwann sagte, er würde wissen, wie man zu Geld kommen könnte. Zu viel Geld. Er heißt Zoltan Nenth. Zu mir und einem gemeinsamen Freund sagte er das. Cendric Baltic. Schauen Sie sich um. In diesem Loch hocke ich schon

seit Jahren und ich weiß nicht, ob ich jemals hier rauskomme. Es ist schwer heutzutage ...«

Betont nichtssagend zuckte Ben Fuller mit den Schultern. »Was war sein Vorschlag?«

Schütte lachte auf; ein Laut, der seine Verzweiflung offenkundig machte. Er spie es förmlich aus. »Beschwörung eines Toten. Zoltan sagte, er könnte einen Toten beschwören, sodass sein Geist in unsere Welt käme – so ähnlich drückte er sich aus. Ich hielt das für einen dummen Scherz; auch Cendric glaubte ihm kein Wort. Doch Zoltan redete immer wieder davon und wollte es uns beweisen. Für diese Beschwörung brauchte er unsere Hilfe. Im Keller seines Hauses hatte er alle Vorbereitungen getroffen. Dort waren Kreidezeichnungen am Boden, Kerzen waren entzündet – und er hatte einen Hahn geopfert, um an sein Blut zu kommen. Auch wir mussten unser eigenes Blut opfern. Ich wollte das nicht tun, aber Zoltan redete so lange auf mich ein, bis ich einwilligte. Er kann sehr überzeugend sein. Wir mussten uns dann an den Händen packen und niederknien und darauf achten, dass wir innerhalb eines großen Kreises blieben. Fotos hingen an den Wänden oder lagen am Boden. Später fand ich heraus, dass sie Bürger zeigten. Zoltan rief den Toten, aber zunächst geschah nichts. Über eine halbe Stunde rief Zoltan den Geist. Mir verging die Lust, zudem taten mir die Knie weh und meine Beine fühlten sich an wie abgestorben. Auch Cendric wurde immer unruhiger, aber wir sagten beide nichts. Zoltan ist manchmal sehr ...«

»Launisch?«, schlug Ben vor.

Schütte grinste ihn an und offenbarte schlechte Zähne. »Launisch; genau, das ist er. Und er schaffte es; zumindest glaube ich das, obwohl ich nichts gesehen habe. Aber irgendwas war bei uns im Raum, das hab ich genau gespürt.

Es wurde kühl und die Luft roch plötzlich anders. Zoltan sagte hin und wieder ein paar Worte, aber ich konnte kaum etwas verstehen, vielleicht war ich auch zu aufgeregt. Es war wirklich so, dass ich plötzlich Angst bekam. Große Angst sogar. Es hätte nicht viel gefehlt und ich wäre davongelaufen. Können Sie das verstehen?«

»Ja, das kann ich gut verstehen.«

»Außerdem wurde mir schlecht, das Blut vom Hahn und von uns kochte in einer Schale. Ich war kurz davor, mich zu übergeben, doch dann wurde es plötzlich besser und Zoltan sagte, dass es nun vorbei wäre.«

»Was sagte Nenth hinterher zu Ihnen?«

»Er sagte, dass uns nun alle Wege offen stünden. Der Geist konnte alles tun, was wir von ihm verlangten.« Schütte schaute gequält drein und er rieb sich mit seinen großen Händen über das Gesicht. »Zuerst klang das toll, aber später wurde mir klar, welcher Preis dafür zu zahlen war. Offenbar drang der Geist nachts in schlafende Menschen ein und machte sie zu brutalen Mördern, die am Ende dann sich selbst töteten. Ich stellte Zoltan zur Rede und verlangte von ihm, dass damit Schluss sein müsse, doch der lachte nur und meinte, das sei Bürgers Privatsache und ginge uns überhaupt nichts an. Ich war am Boden zerstört und wollte aussteigen, doch das ließ Zoltan natürlich nicht zu. Er sagte, er würde dafür sorgen, dass ich großen Ärger bekommen würde. Was genau er damit meinte, sagte er mir nicht, aber ich legte es nicht drauf an. Zumal er auch sagte, dass schließlich auch wir profitieren würden. Und schon wenige Tage später begriff ich, was er damit meinte. Wir drei waren in seinem Haus, es war spät in der Nacht. Dann klingelte es an seiner Haustür und Zoltan ließ einen Mann ein, der einen verängstigten Eindruck auf mich machte.«

»Wie hieß er?«

»Eichinger. Thomas Eichinger.«

Ben riss voller Erstaunen die Augen auf; dieser Name war ihm nicht unbekannt. Thomas Eichinger galt seit Kurzem als vermisst; bislang gab es keinen Hinweis, was mit dem Mann geschehen sein konnte. Nun gab es endlich eine erste Spur und ein vager Verdacht regte sich in Ben. »Thomas Eichinger, der Juwelier, war bei Ihnen?«

Schütte nickte. »Er hatte eine Tasche bei sich, deren Inhalt bald auf dem Tisch lag. Uhren und Schmuck befanden sich drin.«

»Was geschah dann?« Ben spürte kaum, dass seine Finger mit dem Pflaster spielten, das an seiner Schläfe klebte.

Schütte zuckte mit den Schultern. »Zoltan schickte den Mann wieder weg.«

»Er schickte ihn weg? Sind Sie sicher?«

»Natürlich bin ich sicher«, entgegnete Schütte barsch. »Er schickte ihn weg. Und nicht nur das: Er bedankte sich sogar bei ihm. Zu uns meinte er dann, er würde dem Mann kein Haar krümmen.«

»Aber wo ist er denn jetzt? Bei seiner Frau kam er nie an. Niemand hat ihn seither gesehen, niemand weiß etwas. Irgendetwas muss geschehen sein.«

Schütte schaute bedrückt zu Boden, beinah sah es so aus, als würde er in Tränen ausbrechen. Der Druck, den er verspürte, wurde immer größer. Ben empfand so etwas wie Mitleid mit dem Mann, der in seiner Naivität und in der Hoffnung auf ein besseres Leben ein großes Unheil geschaffen hatte.

»Ich weiß nicht, wo er ist. Ich habe in der Zeitung gelesen, dass Eichinger als vermisst gilt. Ich glaube nicht ...« Er räusperte sich und begann dann noch einmal von vorn: »Ich glaube nicht, dass er noch lebt.« Die letzten Worte gin-

gen in ein Schluchzen über und waren kaum zu verstehen.

Insgeheim stimmte Ben ihm zu; Eichinger war mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit zu Tode gekommen. »Zoltan Nenth – wie sieht er aus? Kurze dunkle Haare, Dreitagebart?« Diese Beschreibung war zwar nur vage und passte auf viele andere Menschen, dennoch war er sehr gespannt, ob Schütte ihm zustimmen würde.

Er tat es. »So ist es. Sind Sie ihm schon einmal begegnet?«

»Das wäre möglich«, erklärte Ben ausweichend. Er erzählte Schütte nichts von der Begegnung im Krankenhaus, sondern bat ihn, ihm die Adressen seiner beiden Freunde aufzuschreiben. Schütte verließ kurz den Raum, um Papier und einen Stift zu holen. Ben hörte ihn Schubladen öffnen und wieder schließen, dann kam er zurück ins Wohnzimmer, das mittlerweile vom Sonnenlicht durchflutet wurde. Das machte den Raum nicht unbedingt attraktiver, aber zumindest schwand die triste Atmosphäre ein wenig.

Während Schütte schrieb, fuhr seine Zungenspitze unentwegt über die Lippen. Ben schwieg und ließ sich die Worte durch den Kopf gehen, die er vernommen hatte. Der Besuch hatte sich gelohnt und er war gespannt, was Crenz dazu sagen würde. Die nächsten Schritte, die nun getan werden mussten, lagen klar auf der Hand, aber Ben Fuller wollte sie zunächst mit dem Kriminalhauptkommissar besprechen.

Endlich schob Schütte den Zettel, auf dem mit krakeliger Schrift die Adressen geschrieben standen, zu Ben hin, der ihn nach einem prüfenden Blick einsteckte.

»Haben Sie eigentlich etwas von der Beute Eichingers erhalten?«

Bevor Schütte antworten konnte, klingelte es an der Haustür. Ben zuckte zusammen, weil die Klingel unangenehm laut in seinen Ohren klang.

Andreas Schütte blickte Ben erschrocken an, als hätte er etwas mit der Störung zu tun.

»Erwarten Sie Besuch?«, fragte Ben gespannt.

Schütte schüttelte den Kopf. Zögernd ging er zur Haustür und drückte den Öffner. Ben war klar, dass Schütte, wäre kein Zeuge zugegen gewesen, den Besucher abgewimmelt hätte, indem er die Tür nicht öffnete, doch diese Blöße wollte er sich in Bens Gegenwart nicht geben. Ben hörte, wie unten die Haustür geöffnet und wieder geschlossen wurde, dann folgten energische, hart klingende Schritte im Treppenhaus. Er beugte sich auf dem Sofa ein wenig nach vorn und konnte einen Teil der Eingangstür erspähen, die Schütte nun öffnete.

»Cendric, du?«, sagte er laut genug, dass Ben seine überraschten Worte verstand. Auch Fuller war verwundert über diesen Zufall, dass er nun auch Schüttes Freund Cendric Baltic kennenlernen sollte.

Der Neuankömmling sagte nichts. Er betrat mit finsterem Blick die Wohnung, schlug die Haustür ins Schloss und gab Schütte einen heftigen Hieb gegen die Brust, sodass der beinah zurück ins Wohnzimmer stolperte.

Ben erhob sich. Er konnte dem Geschehen kaum folgen und verstand nicht, was hier geschah.

So erging es auch Andreas Schütte, der den Besucher mit großen Augen perplex anschaute. »Was soll das?«, keuchte er und hielt sich die schmerzende Brust. »Bist du verrückt geworden?«

Ben sah, dass Cendric Baltic einen Gegenstand aus seiner Jacke holte. Es war ein Messer mit einer großen Klinge. Noch immer verlor er kein Wort; alles, was der Mann tat, geschah in erschreckender Lautlosigkeit. Das Sonnenlicht schimmerte auf seinem kahl rasierten Schädel.

»Machen Sie keinen Unsinn!«, rief Ben laut, doch Baltic

schenkte der Aufforderung keinerlei Beachtung. Er stürzte sich auf Schütte, dem es nur durch eine reaktionsschnelle Körperdrehung gelang, dem Hieb zu entgehen. Fauchend fuhr das Messer ins Leere. Schütte stieß einen hellen Schrei aus und stolperte mit hastigen Schritten zurück, bis er die Wand im Rücken spürte. Ungewollt riss er ein Bild, das eine Mondlandschaft zeigte, vom Nagel an der Wand. Polternd fiel es zu Boden und der billige Rahmen zerbrach.

Mit einem Sprung erreichte Ben den Mann, der zur mörderischen Kreatur geworden war, und hielt seinen Messerarm fest. Mit einem wütenden Aufschrei fuhr Baltic herum, und Ben blickte in seine Augen, die beredsam genug waren, um ihm zu verraten, dass Blutvergießen unvermeidlich war. Was immer der Plan war, der in Cendrics rasiertem Schädel hauste, er wollte ihn um jeden Preis zu Ende bringen. Ben konzentrierte sich auf den Arm, der das Messer hielt und in dem reichlich Kraft steckte, doch plötzlich schoss Cendrics Knie hoch und traf Ben mit ungeheurer Wucht in den Bauch, sodass er für einen Moment kaum noch Luft bekam. Der Schmerz kam über ihn wie eine Lawine. Dann zuckte der massige Schädel des Angreifers vor und traf Ben an der Schläfe, ziemlich genau dort, wo das Pflaster klebte. Während er stöhnend wegtaumelte und sich verzweifelt bemühte, das Bewusstsein nicht zu verlieren, spürte er, wie die Wunde aufplatzte.

Ben richtete sich auf und versuchte sich auf den Angreifer zu konzentrieren, doch dann war es Andreas Schütte, der Bens Lebensretter spielte. Er stieß Baltic zur Seite, der mit voller Wucht mit dem rechten Schienbein gegen den niedrigen Wohnzimmertisch prallte, aber offenbar den Schmerz gar nicht wahrnahm.

»Hör auf!«, brüllte Schütte verzweifelt auf den Mann ein. Doch seine Worte bewirkten lediglich, dass Baltic sich nun

wieder ihm zuwandte. Er täuschte einen Hieb mit dem Messer an und änderte im letzten Augenblick die Richtung. Wieder entging Andreas Schütte nur mit Glück einem Treffer, der ihn vermutlich schwer verletzt hätte.

In seiner Verzweiflung griff Schütte mit beiden Händen nach Cendrics Handgelenk, doch er verschätzte sich um den Bruchteil einer Sekunde. Es war nicht das Handgelenk, das er plötzlich umklammerte, sondern die Klinge.

Alles Leben schien in diesem Augenblick im Raum zu ersterben; selbst die Sonne zog es vor, sich hinter einer Wolke zu verbergen. Baltic riss mit roher Gewalt seine Hand zurück und die beidseitig geschliffene Klinge wurde aus ihrer nachgiebigen Umklammerung gezerrt.

Ein unmenschlicher Schrei drang aus Andreas Schüttes Mund. Sein irrer Blick ruhte auf seinen zerschlitzten Händen, aus denen Blut floss.

Mit einem Geräusch, das einem Lachen ähnelte, kam Cendric Baltic auf ihn zu, doch dann ertönte ein Schuss und er zuckte zusammen. Die Kugel aus Bens Pistole hatte seine rechte Schulter zerschmettert.

»Lassen Sie das Messer fallen!«, rief Ben. Seine Stimme klang unsicher. Er fühlte, wie die Kraft förmlich aus seinen Gliedern sackte. Die Treffer setzten ihm arg zu, und so war es bereits ein Risiko gewesen, einen solch präzisen Schuss überhaupt zu versuchen.

Cendric Baltic wechselte das Messer kaltblütig in die linke Hand, ohne seiner Verletzung weitere Beachtung zu schenken, und ging erneut auf Schütte zu, der aus dem Mund blutete, wahrscheinlich, weil er sich auf die Zunge gebissen hatte, und kopfschüttelnd auf seine zerschnittenen Hände starrte. Er befand sich in einer Schockstarre und erkannte die Gefahr nicht, in der er sich befand.

»Stehen bleiben!«, keuchte Ben, doch der Besessene hörte

nicht. Erneut schoss Ben. Er sah ein Loch in Cendrics Jeansjacke auf Höhe seines Herzens. Dieser Treffer stoppte ihn. Gurgelnd brach er in die Knie. In dieser Position blieb er für einige Sekunden hocken, während Blut aus der Wunde spritzte, dann kippte er langsam zu Boden. Schwer stieß er mit dem Kopf gegen ein Regal, das ins Wanken geriet.

Schließlich wurde Ben Zeuge eines unheimlichen Vorgangs und er starrte hin, obgleich ihm speiübel war vor Schmerz und Schreck. Eine zitternde Wolke löste sich von dem reglosen Mann und hing einige Sekunden durchscheinend und fahrig über seinem Körper. Ben konnte in ihr keine menschliche Gestalt erkennen, überhaupt keine klare Kontur; dennoch wurde er das Gefühl nicht los, dass sie Ben voller Hass betrachtete. Die Wolke verblasste wie Zigarettenrauch und verschwand schließlich wie ein Dieb in der Nacht. In der gleichen Sekunde löste sich auch das Messer auf, das bislang noch neben Cendric am Boden gelegen hatte.

\*\*\*

Andreas Schüttes Hände sahen furchtbar aus. Die Klinge hatte verheerende Spuren hinterlassen. Der kleine Finger sowie der Ringfinger der linken Hand hingen lediglich noch an Haut- und Sehnenfetzen, baumelten leblos am Handteller und würden sich beim geringsten Druck lösen wie reifes Fallobst vom Baum. Aber auch alle anderen Finger waren so tief zerschnitten, dass Ben das Muskelgewebe zucken und pulsieren sah, das aus den tiefen Schlitzen im Fleisch quoll. Tiefe Gräben zerteilten Schüttes Handteller in zwei Hälften, die immer wieder aufklafften und sich mit Blut füllten. Die Blutung war immer noch sehr stark. Ben blickte in das Gesicht des Verletzten; vorhin noch war es

blass gewesen, jetzt hingegen war es so bleich und überdies von einer dünnen Schweißschicht überzogen, dass Ben sich ernsthafte Sorgen um den Mann machte, der ihm ohne Zweifel das Leben gerettet hatte. Ben fummelte sein Handy aus der Jacke und rief den Notruf an, dem er die Adresse und eine kurze Schilderung der Ereignisse gab.

Dann wählte Ben die Nummer von Stefan Crenz, der versprach, so schnell wie möglich zu kommen. Erleichtert steckte Ben Fuller das Handy weg und ging ins Badezimmer. Der Weg dorthin war nicht weit, aber er spürte, wie seine Knie immer stärker zitterten. Er stützte sich am Waschbecken ab und blickte in einen schmutzigen Spiegel, der darüber hing. Erschrocken stellte er fest, dass sein Gesicht hinter einer Maske aus Blut hervorlugte. Ben wusch es notdürftig sauber, dann machte er sich auf die Suche nach sauberen Handtüchern, die er Andreas Schütte geben wollte, doch bevor Ben fündig werden konnte, klingelte es an der Tür. Er drückte den Türöffner und wartete auf den Besuch.

Im Wohnzimmer hockte weiterhin Schütte mit totenbleichem Gesicht am Boden und starrte auf seine Hände. Hin und wieder hörte Ben ihn schluchzen.

Im Haus herrschte eine gewisse Unruhe. Die Schüsse waren nicht ungehört geblieben. Als Ben die Wohnungstür öffnete, sah er die Köpfe zweier Mitbewohner zwischen den Metallstreben des Geländers an der Treppe. Mit großen Augen schauten sie zu ihm empor.

Die Sanitäter eilten die Treppe empor und zwängten sich an den Neugierigen vorbei. Gleich dahinter sah Ben den Kriminalhauptkommissar. Er kam ohne seine Leute, was den Schluss zuließ, dass er bereits in der Nähe von Schüttes Wohnung gewartet hatte.

»Gehen Sie zurück in Ihre Wohnungen. Hier gibt es

nichts zu sehen«, sagte Crenz beiläufig. Er wartete, bis die Schaulustigen seinen Worten folgten, dann gesellte er sich zu Ben. Ein Sanitäter kümmerte sich um die Platzwunde, während Ben dem Kriminalhauptkommissar in aller Ausführlichkeit Bericht erstattete.

»Dann stimmt es also«, sinnierte der Mann leise, »irgendwie ist es dem Geist Bürgers möglich, andere Menschen unter Kontrolle zu bringen und sie zu steuern. Wenn sie tot sind, verlässt er sie, und das Messer, mit dem sie zuvor mordeten, verschwindet. Aber warum ausgerechnet Baltic, der seinen Freund umbringen sollte?«

»Das liegt doch auf der Hand«, entgegnete Ben. »Zoltan Nenth wollte Mitwisser und potenzielle Schwachstellen aus dem Weg räumen. Wie recht er damit hatte, zeigt ja auch die Tatsache, dass Andreas Schütte auf uns zukam und sich kooperativ zeigte. Der Mann war mit den Nerven fertig und Nenth spürte das natürlich. Und wahrscheinlich befürchtete er auch, dass Baltic nicht mehr lange Ruhe bewahren würde. So wollte er also auch ihn loswerden. Und beinah hätte es ja auch geklappt.«

Ben verzog schmerzhaft das Gesicht, als ihm ein frisches Pflaster verpasst wurde, und sah das Grinsen des Sanitäters, der entschuldigend die Schultern hob.

»Ziemlich perfide«, sagte Crenz.

»Nicht ganz«, widersprach Ben Fuller. »Von Schütte und Baltic hätte die Spur automatisch zu Nenth geführt. Wenn von drei Freunden zwei Personen eines ungewöhnlichen Todes sterben, macht sich der Dritte auf jeden Fall verdächtig. Vielleicht hat er da einen Denkfehler begangen. Oder es war ein Fall von Hochmut, vielleicht denkt er, er sei unantastbar mit seinem unheimlichen Freund.«

»So abwegig ist ja seine Denkweise auch nicht. Selbst wenn wir Nenth bekommen und wegsperren, bedeutet das

unter Umständen nicht viel. Seine Gedanken können wir nicht ausschalten. Vielleicht ist es ihm ja auch in Gefangenschaft möglich, den Geist Bürgers zu beschwören. Damit würde er doch am längeren Hebel sitzen.«

Nachdenklich nickte Fuller. »Natürlich, es ist absolute Voraussetzung, dass wir den Totengeist stoppen. Entweder töten oder verhindern, dass er seinem Trieb weiterhin nachgehen kann.«

»Und wie?«

Ben grinste verhalten. »Eine gute Frage. Leider habe ich darauf keine Antwort. Zunächst einmal sollten wir uns Nenths Haus vorknöpfen. Vielleicht haben wir Glück und wir erwischen ihn. Zumindest aber dürfte es Spuren geben, die uns weiterhelfen.«

»Eine sehr gute Idee«, bestätigte Crenz und erhob sich, während sie verfolgt, wie der verletzte Andreas Schütte, von Sanitätern begleitet, in ein Krankenhaus gebracht wurde. Ben nickte ihm zum Abschied zu. Später würden sie nochmals in aller Ruhe mit ihm reden, aber das hatte nun Zeit.

»Mit einer Einschränkung«, fuhr Crenz fort.

»Und die wäre?«

»Nicht*wir* werden das tun. Sie werden nun nach Hause fahren und sich ausruhen. Das Nest ausheben wird mein Job und der meiner Leute sein.«

Bens Protest fiel nur halbherzig aus, denn insgeheim war er erleichtert, dass er für eine Weile weg von der vordersten Front war. Er stellte fest, dass sein neuer Arbeitgeber ihm jede Menge abverlangte.

Da Ben sich in seinem lädierten Zustand das Risiko ersparen wollte, mit seinem eigenen Wagen zurück nach Düsseldorf zu fahren, beauftragte Crenz einen Kollegen

von der Streife, Ben zu chauffieren, worauf er nur zu gerne einging. Seine Stirn zierte ein frisches, noch größeres Pflaster, das er nur widerwillig zur Schau trug, erinnerte es ihn doch stets daran, dass er mehr hatte einstecken müssen, als ihm lieb war. Darüber hinaus besserte sich sein Zustand jedoch bald wieder, worüber er große Erleichterung verspürte. Jetzt, da die Dinge offenbar in die entscheidende Phase gingen, wollte Ben unbedingt dabei sein. Dass er bei Nenths Verhaftung, die nun bevorstand, nicht aktiv mitwirken würde, konnte er verschmerzen. Danach jedoch ging es in erster Linie darum, den Totengeist Bürgers endlich unschädlich zu machen.

Mit dem Verlauf des heutigen Tages war Ben Fuller äußerst zufrieden. Sie waren entscheidende Schritte vorangekommen.

Der Kollege, der ihn fuhr, versuchte anfangs, ihn in ein Gespräch zu verwickeln, das aber nicht wirklich in Fahrt kommen wollte, weil Ben seine Begeisterung fürs Reden überhaupt nicht teilen wollte. Irgendwann spürte der Beamte, dessen Namen Ben gehört und sogleich wieder vergessen hatte, das Desinteresse seines Fahrgastes und verstummte. Er schien jedoch nicht verärgert zu sein, sondern konzentrierte sich äußerst vergnügt auf den Straßenverkehr, der sie aus Köln hinausspülte.

Endlich hielten sie vor Ben Fullers Haustür. Er bedankte sich bei dem Polizisten für die Heimfahrt und stieg aus. Es dämmerte bereits und Ben wurde bewusst, dass er Stephanie versprochen hatte, zeitig zurück aus Köln zu sein. Wahrscheinlich war sie längst unruhig geworden.

Ein kalter Wind wehte, als er zur Eingangstür ging, zu der ein schmaler Pfad zwischen hohen Büschen führte. Ben nahm den Duft des Rheins wahr, der nicht weit entfernt von hier floss und an dessen Ufer er oft war; manchmal lie-

ferte er sich ein Wettrennen mit der Strömung, gelegentlich saß er jedoch nur am Ufer und beobachtete das unermüdliche Treiben des Wassers, das so ruhelos war, wie Ben sich manchmal fühlte.

Von Westen her zog ein Regengebiet heran und machte sich daran, die sonnige Phase der letzten Tage zu ertränken.

»Da bist du ja endlich wieder«, sagte Stephanie und kam ihm freudestrahlend entgegen, was Ben mit Erleichterung zur Kenntnis nahm. Dann erst registrierte sie seinen lädierten Zustand und Kummer erstickte ihr Lächeln. Er musste sein Bestes geben, um ihr zu versichern, dass es nichts Ernstes war. Ben versprach ihr, alles zu erzählen, wollte sich zunächst aber erst mal eine ausgiebige Dusche gönnen.

Stephanie erwiderte, dass sie in der Zwischenzeit eine Kleinigkeit zu Essen machen wollte. Erst als das Stichwort fiel, wurde Ben bewusst, dass er außer einem Frühstück noch nichts zu sich genommen hatte. Prompt machte sich sein Magen bemerkbar.

Stephanie lächelte. »Beeil dich, bevor du mir vom Fleisch fällst, Geisterjäger.«

Er drückte ihr einen Kuss auf die Lippen. »Werd ich schon nicht. Und falls doch, musst du kommen und mich retten.«

Dem Wasser, das aus der Dusche rann, gelang es nach einiger Zeit, die Erschöpfung zu vertreiben, die während der Fahrt zurück nach Düsseldorf über Ben gekommen war. Reglos stand er für einige Minuten mit geschlossenen Augen unter dem Wasserstrahl und blendete alle Gedanken aus.

Dann zog er sich bequeme Kleidung an und inspizierte anschließend das blütenweiße Pflaster im Spiegel, das ei-

nen Teil der Geschichte erzählte, die ihm widerfahren war. Einigermassen zufrieden blinzelte er seinem Spiegelbild zu.

Im Wohnzimmer wartete bereits Stephanie auf Ben. Sie hatte eine Flasche Wein geöffnet und zwei Gläser eingeschenkt. Sie stießen an und Ben stellte fest, dass der Wein ausgezeichnet schmeckte, was ihn nicht überraschte, denn Stephanie war eine ausgemachte Weinkennerin, was sie selbst aber stets bestritt.

Nach einer Weile des Schweigens und des Genießens berichtete er Stephanie, was er im Laufe des Tages nach ihrem Telefonat erlebt hatte. Diesmal ging er auch präziser auf seine Begegnung mit Zoltan Nenth im Krankenhaus ein. Die Tatsache allerdings, dass lediglich ein Zufall, nämlich das Auftreten der beiden Ärzte, ihn davon abgehalten hatte, Ben umzubringen, verpackte er in harmlose Worte. Umso ausführlicher erzählte er von den Geschehnissen in der Wohnung von Andreas Schütte, und Ben fand in Stephanie eine aufmerksame Zuhörerin.

Hin und wieder trank er einen Schluck Wein. Draußen war es in der Zwischenzeit vollkommen dunkel geworden und ein heftiger Regenguss ging nieder. Die Tropfen klopften wie rasend an die Fenster; wie zahllose ungeduldige Fingerkuppen. Bens unheimliche Geschichte, die er erzählte, fand so einen würdigen Rahmen.

»Er wollte Schütte tatsächlich ermorden?«, fragte Bens Lebensgefährtin schließlich leise, als er seinen Bericht beendete. »Ein Geist soll diesen Cendric Baltic dazu getrieben haben?« Ben sah, dass sie erschauerte. »Grauenhafte Vorstellung, findest du nicht?« Sie tastete nach seiner Hand.

Ben musste ihr zustimmen. Niemand schien vor dem Zugriff des Totengeistes sicher zu sein. Niemand wusste, wie seine weiteren Pläne aussahen. »Aber damit ist es vielleicht noch in dieser Nacht vorbei«, erklärte er. Ben erzählte ihr,

dass noch heute die Wohnung des mutmaßlichen Hauptdrahtziehers aufgesucht würde, wovon er sich einiges versprach. »Wenn Nenth erst mal gefasst ist, wird er kaum noch Gelegenheit haben, seine Beschwörungen durchzuführen. Ohne diese dürfte Bürgers Geist jedoch keine Chance mehr haben, in unsere Welt zu kommen.«

»Du fährst aber heute nicht wieder nach Köln, oder?«, fragte Stephanie. Allzu deutlich vernahm er die Sorge in ihrer Stimme.

Ben konnte sie beruhigen. »Ich warte nur auf einen Anruf, den Crenz mir zugesichert hat, um mich auf dem Laufenden zu halten.«

»Wie ist er denn so, der Herr Crenz?«

»Scheint mir ein ganz patenter Kerl zu sein, der in der Lage ist, die richtigen Schlüsse zu ziehen. Ich vertraue ihm voll und ganz. Außerdem akzeptiert er nun ohne Weiteres, dass hier einiges nicht mit rechten Dingen zugeht. Das finde ich erstaunlich. Die meisten Menschen, die mit so etwas konfrontiert werden, tun das als Firlefanz ab. Crenz nicht.«

»Aha«, meinte Stephanie und lächelte geheimnisvoll. »Offenbar ein sehr weltoffener Mann, der die Dinge richtig einzuschätzen weiß. Da scheinen sich ja zwei gefunden zu haben.«

»Blödsinn«, meinte Ben und musste unwillkürlich lachen, während er eine spanische Olive aus einer kleinen Glasschüssel angelte. »Ich werde mit ihm zusammen versuchen, diesen Fall so schnell wie möglich zu lösen. Und wenn das getan ist, werden wir vermutlich nie wieder voneinander hören.«

»Aus den Augen, aus dem Sinn?«

»So wird es wohl sein«, bekräftigte Ben. Er legte Stephanie einen Arm um die Schulter und sie schmiegte sich näher an ihn heran. Eine Weile schwiegen sie und hingen ih-

ren eigenen Gedanken nach. Der Regen ließ ein wenig nach und zog weiter, vielleicht auf der Suche nach weiteren Geschichten, welche die Nacht bereithielt.

Immer wieder wanderten Bens Gedanken zu diesem Fall hin und durchleuchteten ihn von allen Seiten, aber der Lösung kam er nicht näher. Die entscheidende Frage blieb, wie dem Treiben Lutz Bürgers ein Ende zu setzen war. Selbst mit Zoltan Nenths Verhaftung blieb die mörderische Gefahr bestehen, dessen war Ben sich bewusst. Er runzelte die Stirn und stieß ein leises ergebnes Seufzen aus; mal wieder befand er sich in einer Sackgasse.

»Woran denkst du?«, fragte Stephanie. Er wandte den Kopf in ihre Richtung und bemerkte, dass ihr Blick auf ihm ruhte, vermutlich schon seit einigen Sekunden.

Ben schüttelte den Kopf. »An den Fall. Ich frage mich, ob die Entscheidungen, die ich zu treffen habe, die richtigen sind. Bin ich dieser Verantwortung wirklich gewachsen?« Das klang ernüchternder, als es gemeint war, stellte er fest. Er durfte nicht vergessen, dass sie mit ihren Ermittlungen in recht kurzer Zeit bereits einige Erfolge aufzuweisen hatten.

Stephanie richtete sich auf und nahm seine Hand. »Wenn du so einem Beruf nachgehst, wird der Zweifel wohl immer dein Wegbegleiter sein. Du wirst nie wissen, ob das, was du zu tun hast, richtig ist. Finde dich damit ab. Zweifel sind ganz natürlich, glaube ich. Und ganz natürlich ist es auch, mit deiner Partnerin darüber zu reden. Ich lass dich nicht allein mit all deinen Gedanken.«

Ben drückte zärtlich ihre warme Hand. »Das weiß ich doch. Und daher liebe ich dich ja auch so sehr.« Er küsste sie und vergaß in diesen Sekunden den Fall und seine quälenden Gedanken. Es gab nur noch Stephanie und ihn auf dieser Welt und sie befanden sich im Hier und Jetzt.

Doch dieser Moment des Friedens zersprang jäh, als Bens Handy schrillte.

\*\*\*

Es stellte keine Überraschung für Ben dar, dass er die Stimme des Kriminalhauptkommissars vernahm.

»Nenth ist ausgeflogen. Es sieht so aus, als hätte er eine längere Reise geplant, denn in seinem Kleiderschrank fehlen etliche Sachen, die ansonsten wohl an ihrem Platz gewesen wären. Im Keller fanden wir Spuren, die möglicherweise mit einer Beschwörung zu tun haben könnten. Das muss noch von der Spurensicherung untersucht werden.«

»Also war es ein Misserfolg«, resümierte Ben. »Nenth ist weg, die Wohnung leer und verlassen.«

»Hab ich gesagt, dass die Wohnung leer und verlassen war?« Bevor Ben etwas entgegnen konnte, fuhr Crenz fort. »Es war jemand dort, als wir ankamen; ein Mann namens Stefan Reimann. Er trug eine Stofftasche bei sich. In ihr befand sich Geld, knappe Einhunderttausend.«

Ben pfiff leise.

»Der Mann ist ein seltsamer Geselle.«

»Warum?«

»Er weint.«

»Was macht er?« Ben glaubte, sich verhört zu haben.

»Er weint und fleht und flennt. Er will überhaupt nicht damit aufhören. Bisher haben wir noch kein vernünftiges Wort aus ihm herausbekommen. Er sitzt zunächst einmal in einem Streifenwagen. Wenn wir hier fertig sind, nehmen wir ihn mit aufs Präsidium und werden uns in aller Ruhe mit ihm beschäftigen. Vielleicht hole ich auch einen Psychologen dazu. Eines ist klar: Seine Verzweiflung ist nicht gespielt, so einen guten Schauspieler gibt es nicht.«

»Ich vermute, er wollte das Geld bei Nenth abliefern«, sagte Ben nachdenklich. »So ähnlich war es dann ja auch bei Thomas Eichinger, dem verschwundenen Juwelier. Nur zu schade, dass der Gastgeber in diesem Fall allerdings bereits ausgeflogen war, sodass der Mann also nichts Besseres mit sich anzufangen wusste, als auf Nenth's Rückkehr zu warten.«

»Sehe ich auch so. Übrigens gibt es wegen Eichinger eine Spur. Einem Kollegen fiel sein Auto auf, das knapp zwei Kilometer von Nenth's Haus entfernt steht und offensichtlich schon eine Weile nicht mehr bewegt wurde. Ich werde morgen einen Suchtrupp mit einer Hundestaffel losschicken, die das nahe Waldgebiet durchkämmen soll. Leider ist es verdammt groß.«

»Denken Sie, dass Eichinger tot ist?«

»Ich befürchte es, ja. Er wäre ein Zeuge gewesen, das konnte Nenth doch überhaupt nicht zulassen. Die Frage ist nur, wie das geschah.«

»Ich habe eine Vermutung«, murmelte Ben und war wieder mit seinem Pflaster beschäftigt, was ihm einen mahnenden Blick von Stephanie einbrachte.

»Nur raus mit der Sprache«, ermunterte Crenz ihn. »Bin für jeden Tipp dankbar.«

Bevor Ben auch nur den Mund aufmachen konnte, vernahm er Rufe und wilde Flüche durch das Telefon. »Was ist?«, brüllte Crenz und vergaß dabei, dass er sein Telefon immer noch am Mund hielt. Ben zuckte zusammen.

Jemand sagte etwas zu Crenz, was Ben nicht verstand, dann hörte er Crenz' eilige Schritte. Er lief nur wenige Meter, blieb dann stehen.

»Nein«, sagte er tonlos. »Scheiße!«

»Was?«, brüllte Ben ins Telefon. »Was ist da los?« Er vermutete das Schlimmste, doch er erhielt keine Antwort. Er

hörte ein lautes Krachen, dann wieder Schritte, die sich im Laufschrift entfernten. Ben wurde klar, dass Crenz sein Telefon hatte fallen lassen und zu dem Ort eilte, an dem sich offensichtlich eine Katastrophe ereignete.

Fassungslos stand Crenz auf der Schwelle des Hauses und blickte im Scheinwerferlicht etlicher Einsatzfahrzeuge hinaus zur Straße. Stefan Reimann hielt in seiner rechten Hand eine Pistole, die er auf einen Polizeibeamten richtete, der wie ein Schutzschild vor ihm stand. Reimann musste dem Polizisten die Waffe abgerungen haben, überlegte Crenz; vermutlich im Kampf, denn Reimann blutete stark aus der Nase.

Die Kollegen hatten ihre Waffen ebenfalls gezückt und richteten sie auf den Mann, aber sie schossen nicht, denn die Gefahr, die Geisel zu treffen, war viel zu groß.

»Weg!«, rief Reimann, packte den Polizisten am Kragen und drückte ihm die Waffe gegen die Schläfe. »Haut ab, sonst bringe ich ihn um!« Die Augen des Mannes blickten verzweifelt aus dem bleichen Gesicht, das zu einer blutigen Schreckensmaske geronnen war.

*Ich muss nun einschreiten*, dachte Crenz benommen; in seinem Kopf herrschte eine frostige Stille, die ihm die vernünftigen Worte stahl. *Ich muss etwas tun, damit die Katastrophe abgewendet werden kann*. Beinahe hätte er laut aufgelaht. Die Katastrophe abwenden? Das war ein Witz, denn schließlich war sie doch längst eingetreten, ganz gleich, wie dies hier endete.

»Herr Reimann!«, rief er laut und ging langsam den Weg entlang, der zur Straße führte. Er streifte nasses, hochgewachsenes Gras, das den Wegesrand säumte. Es hatte zu regnen begonnen, die feinen Tropfen durchnässten ihn binnen Sekunden, doch er bekam es kaum mit. Crenz spürte

die Blicke seiner Leute auf sich ruhen, in denen er Verzweiflung, aber auch Wut erkannte. *Lass uns schießen!*, glaubte er in manchem Blick zu lesen. »Bitte hören Sie auf damit. Lassen Sie den Mann frei. Lassen Sie sich helfen. Wir ...«

»Zurück!«, gellte Reimanns Ruf durch die Stille des ungemütlichen Abends. »Kommen Sie nicht näher! Ich will nicht, dass Sie näher kommen!« Seine Stimme schwankte, als sei er betrunken. Wie er dort stand, hatte er etwas Rattenartiges an sich; sein spitzes Gesicht, aus dem die Nase hervorstach, war genauso für diesen Eindruck verantwortlich wie sein feines Haar, das platt am Schädel lag, Niedergerungen vom Regen.

Crenz blieb stehen und hob beruhigend seine Arme als Zeichen seines Einverständnisses. Er bildete nun die vorderste Hut, seine Männer standen ein Stück weiter hinter ihm, zum Teil im Schutz ihrer Autos. »In Ordnung, Herr Reimann, ich habe Sie verstanden. Ich werde nicht näherkommen. Aber bitte ergeben Sie sich. Legen Sie die Waffe nieder und lassen Sie den Mann gehen. Ich versichere Ihnen, dass Ihnen nichts geschehen wird. Wir können über alles reden, alles lässt sich regeln. Alles kommt in Ordnung, hören Sie?«

Reimann lachte und spuckte einen Batzen Blut aus. »Alles kommt in Ordnung, sagen Sie? Nichts kommt in Ordnung. Auf mich wartet der Tod und daran tragen Sie die Schuld. Ich hätte einfach nur in dem Haus warten sollen, um dem Mann das Geld auszuhändigen. Dann hätte ich wieder gehen dürfen. Aber nicht er kam, sondern Sie. Nun ist alles zu spät ...« Ein Schluchzen beendete seinen Satz.

»Nein«, sagte Crenz laut und hob abermals seine Arme. »Es ist nicht zu spät. Der Mann kann Ihnen nichts tun. Niemand kann Ihnen etwas tun. Bitte glauben Sie mir das.«

»Genug!«, schrie Reimann. »Sie sagen nicht die Wahrheit. Er sagt, dass ich sterben werde. Sie werden mich erschießen.«

Wegen des Regens, der stärker wurde, sah Crenz die Tränen des Mannes nicht, aber an seiner brechenden Stimme erkannte er, dass Reimann weinte.

»Niemand wird Sie erschießen!«, rief er laut, aber er wurde unterbrochen.

»Aber er will es so!«, kreischte der Mann. »Die Stimme in meinem Kopf sagt, dass Sie mich erschießen. Weil ich *ihn* erschießen werde!« Er stieß mit dem Lauf der Pistole mehrmals heftig gegen die Schläfe seiner Geisel. Der Polizeibeamte blickte verzweifelt zu Crenz und seinen Kollegen hinüber; sein Blick bat sie, etwas zu unternehmen.

Das Risiko eines gezielten Schusses wollte Crenz nicht eingehen; die Gefahr, dass die Geisel getroffen wurde, war bei diesen Lichtverhältnissen zu groß.

»Hören Sie nicht auf diese Stimme!«, rief er. »Sie kann nichts von Ihnen fordern, was Sie nicht wollen!« Dies war eine Lüge, wie Crenz nur zu gut wusste; Lutz Bürgers Totengeist konnte alles von dem Mann verlangen.

Er spürte den Blick des Mannes auf sich und erkannte die Angst und das Grauen darin; es war eindeutig, dass der Mann die Wahrheit kannte. Reimann wusste, dass er den Tod finden würde; die Bestie, die in ihm kauerte und ihn nach Belieben steuerte, sagte es ihm. Eine Welle aus Verzweiflung durchströmte Kriminalhauptkommissar Crenz; ganz gleich, was er hier tat, es war vergebens, bestenfalls eine Parodie, die den Totengeist belustigte.

Für einen Moment war es vollkommen lautlos auf der finsternen Straße; lediglich der Regen, der auf die Menschen fiel, verursachte ein leises prasselndes Geräusch.

Dann öffnete Reimann mit einem schmatzenden Laut sei-

nen Mund und er sagte mit ruhiger, beinahe teilnahmsloser Stimme: »Er will Sie haben.«

Crenz blickte den Mann verwirrt an. »Ich verstehe nicht.« Doch eine Sekunde später dämmerte es ihm.

»Die Stimme sagt, dass er Sie haben will.« Reimanns Augen folgten dem Lauf der Pistole, die nun auf Crenz gerichtet war. »Ich soll Sie erschießen.«

Crenz blickte in die dunkle Mündung und sein Herz setzte einen Schlag aus, wie es schien. Trotz der schlechten Sichtverhältnisse bekam er mit, wie sich Reimanns Zeigefinger am Abzug krümmte.

Der Ruf eines Kollegen hinter ihm durchschneidet die Nacht, aber er bekam den Sinn nicht mit. Wie erstarrt blickte er auf die Mündung, die auf ihn zeigte, als wolle sie ihn anklagen. Er dachte an seine Frau und an seine Tochter. Die plötzliche Erkenntnis, dass er beide nie wieder sehen würde, traf ihn wie ein Schlag. Er wollte zu Reimann hinübrufen, dass er nicht schießen durfte, ihm sagen, dass er nicht sterben wollte, doch dazu blieb ihm keine Zeit mehr.

Das Dröhnen des Schusses erfüllte die Nacht.

\*\*\*

Erneut klingelte Bens Handy. Er meldete sich und hoffte, dass Crenz ihm keine neuen Hiobsbotschaften mitteilen wollte; allerdings lag genau das nahe, wenn er daran dachte, wie abrupt das vorherige Gespräch beendet worden war.

Ein Mann lachte und Ben richtete sich alarmiert auf.

»Wer ist da?«, fragte er mit angehaltenem Atem. Stephanie, die sich in der Küche befand, kam herüber und blieb auf der Schwelle zum Wohnzimmer stehen. Erwartungs-

voll blickte sie Ben an und sah an seinem Gesichtsausdruck, dass etwas nicht in Ordnung war.

»Raten Sie!«, sagte der Unbekannte. »Sie werden bestimmt drauf kommen.«

»Nenth?«

»Ganz genau. Sehr gut kombiniert.« Wieder dieses Lachen, das Ben auch unter anderen Umständen einem unsympathischen Menschen zugeschrieben hätte.

Er schloss die Augen und versuchte sich zu sammeln. Nun war die Konfrontation also nahe, der Moment, der ihm eine Menge Kopfzerbrechen bereitet hatte. Er nahm sich vor, sich nicht provozieren zu lassen. Mit einem Handzeichen bedeutete er Stephanie, leise zu sein. Er wollte nicht, dass Nenth auf eine andere Person aufmerksam wurde. »Was wollen Sie?«

»Das ist eine ausgezeichnete Frage. Ehrlich gesagt bin ich mir wirklich nicht sicher, ob mein Anruf bei Ihnen eine gute Idee ist. Ich nehme an, ihr habt mein Haus bereits auf den Kopf gestellt und alle Spuren gesichert.«

»So ist es«, entgegnete Ben und verfluchte insgeheim den Umstand, dass er nicht wusste, was sich in den letzten Minuten in Nenth's Haus abgespielt hatte.

»Aber das ist bloß reine Zeitverschwendung. Ich werde mich noch heute Nacht absetzen, Ziel unbekannt. Es ist kein Problem für mich, mir eine neue Identität zuzulegen. Warum das so ist, muss ich Ihnen bestimmt nicht erklären.«

»Da dürfte Ihnen sicher Lutz Bürger behilflich sein.«

»Ich muss zugeben, dass ich nie damit gerechnet hätte, dass es jemanden gibt, der mir auf die Schliche kommen würde. Sie haben das geschafft, und zwar in kürzester Zeit. Und ich frage mich, wie Ihnen das gelungen ist.«

»Es war nicht schwer, den Zusammenhang herzustellen.

Auch ohne meine Mitarbeit wäre die Polizei Ihnen schnell auf die Schliche gekommen. Sie haben Fehler gemacht, Nenth, gravierende Fehler.« Eine Böe rüttelte am Fenster, als wolle der Wind die Emotionen anfachen wie ein ersterbendes Feuer.

»Ja, mag sein. Aber das spielt alles keine Rolle. Hören Sie zu, Fuller, ich schlage Ihnen ein Treffen vor. Ich will wissen, wer Sie sind und für welche Organisation Sie tätig sind. *United Nations International Paranormal Activity Force* – wer oder was steckt hinter diesem Namen? Als Gegenleistung erfahren Sie mehr über mich.«

»Warum sollte ich interessiert daran sein, die Biografie eines Psychopathen kennenzulernen?«

Damit hatte er Nenth wohl getroffen, denn für einige Sekunden herrschte Schweigen. Vor Bens geistigem Auge konnte er sehen, wie er wütend auf sein Handy starrte. Stephanie blickte ihm ernst in die Augen und schüttelte tadelnd den Kopf. Ben zuckte mit den Schultern.

»Ich bestehe auf dieses Treffen, Fuller. Heute Nacht noch, und Sie werden mir die Ehre erweisen, da bin ich mir sicher.« Seine Stimme klang ruhig, aber sehr autoritär, wie die eines Mannes, der keinen Widerspruch duldet. Ben verstand Andreas Schüttes Furcht vor ihm.

»Für den Fall, dass ich es nicht tun werde ...«

»Habe ich vorgesorgt, Fuller. Sie werden kommen, denn ansonsten haben Sie ein Menschenleben auf dem Gewissen.«

Wie hätte Ben daran zweifeln können, dass es darauf hinauslaufen würde? »Wo und wann?«

»Ich wusste, dass Sie vernünftig sein würden. Jemand wird Ihnen dankbar sein, wenn Sie das tun, was ich von Ihnen erwarte. Zutiefst dankbar. Waren Sie übrigens ein guter Schüler?«

»Was reden Sie da?«, fuhr Ben ihn an. »Was spielt das für eine Rolle?«

»Vermutlich überhaupt keine. Kennen Sie noch Ihre alte Grundschule? Dort werden wir uns treffen. Die geeignete Zeit ist selbstverständlich genau um Mitternacht. Achten Sie auf ein geöffnetes Fenster; auf diese Weise werden Sie ins Gebäude gelangen. Sie finden mich in Ihrem ehemaligen Klassenzimmer; Sie werden sich hoffentlich noch daran erinnern können, wo es liegt. Ich muss wohl nicht darauf hinweisen, dass Sie allein zu kommen haben. Wenn Sie sich nicht daran halten, wird jemand sterben. Sie wollen sicher nicht für ein Blutbad verantwortlich sein.«

Nenth klang so bestimmt, dass Ben einen Bluff ausschließen konnte, aber andererseits war ihm klar, dass er in eine Falle tappte, wenn er zusagte.

»Sie sagen nichts?«, vernahm Ben Nenth's Stimme wie aus weiter Ferne. »Gefällt Ihnen mein Vorschlag nicht?«

»Ganz und gar nicht.«

»Das kann ich mir vorstellen. Doch machen Sie sich bewusst, dass Sie eine schlechte Verhandlungsbasis haben. Hier neben mir sitzt jemand und schlottert vor Angst. Es liegt an Ihnen, was mit meinem Gast geschehen soll. Übrigens kennen Sie ihn. Möchten Sie ihn hören?«

Ben vernahm ein Rascheln, dann Nenth's leises Murmeln, von dem kein Wort zu verstehen war und schließlich hörte Ben einen Menschen vor Schmerz und Angst aufschreien. Der Laut ließ ihn zusammenzucken. Auch Stephanie vernahm den Schrei, er sah es an ihrem Blick, der Betroffenheit ausdrückte. Er wünschte, sie wäre nicht herangekommen, um zu lauschen.

»Haben Sie ihn gehört? Falls nicht, können wir es gerne noch einmal wiederholen.«

»Sie widerlicher Teufel!«, zischte Ben. Er fühlte sich voll-

kommen hilflos. Hilflos und verloren.

Nenth lachte; die Kälte dieses Geräuschs ließ Ben erschauern. »Das sollten Sie nicht sagen, bevor Sie nicht wissen, wozu ich fähig bin. Wie schon gesagt, es liegt an Ihnen. Wenn Sie genau das befolgen, was ich Ihnen gesagt habe, verläuft vielleicht alles in Ihrem Sinne. Falls Sie eine Dummheit planen ...«

»Werd ich nicht«, sagte Ben leise.

In der gleichen Sekunde wurde das Gespräch beendet.

\*\*\*

Der Polizist, den Reimann als Geisel genommen hatte, hieß Kurt Mannhoff. Noch nie in seiner Karriere hatte er auf einen Menschen schießen müssen und er war noch nie mit einer Schusswaffe bedroht worden. Dass es sich um seine eigene Dienstwaffe handelte, die endlose Minuten lang auf ihn gerichtet wurde, machte sich als Pointe gewiss gut, wenn er diese Anekdote später einmal erzählte. Er verfolgte den Wortwechsel und erahnte Reimanns Absicht. Der Lauf der Waffe verschwand von Mannhoffs Schläfe und er konnte aus den Augenwinkeln erkennen, dass Reimann nun auf den Kriminalhauptkommissar zielte, der neun oder zehn Meter entfernt stand und eine gute Zielscheibe auch für einen ungeübten Schützen bot.

Mannhoff spürte instinktiv, dass ihm nicht mehr viel Zeit blieb, und nahm all seinen Mut zusammen, der in erster Linie von purer Angst gespeist wurde. Ansatzlos wuchtete er seinen rechten Arm nach hinten und traf mit all seiner Kraft mit dem Ellbogen Reimanns Kinn. Mannhoff hörte das Knirschen splitternder Zähne und spürte einen Moment später in seinem Ellbogen einen Schmerz, der ihm Tränen in die Augen trieb. Gleichzeitig ließ er sich nach

vorn fallen.

Er hörte den Schuss krachen und glaubte, seine Trommelfelle würden zerrissen. Die Zeitspanne, die er mit seiner Attacke schneller gewesen war, als das Projektil benötigte, den Lauf der Pistole zu verlassen, war nach menschlichem Ermessen nicht begreifbar, doch sie genügte, Crenz am Leben zu halten. Statt eines lebensgefährlichen Körpertreffers trug er lediglich einen stark blutenden Streifschuss am linken Oberarm davon.

Konnte Mannhoff nun auf seine Kollegen bauen, waren sie in der Lage, so schnell zu handeln, dass Reimann keine Gelegenheit hatte, sich auf die neue Situation einzustellen und sein Werk doch noch zu vollenden?

Während er benommen ins Dunkel robbte, vernahm er die Antwort. Fünf, sechs, sieben Schüsse donnerten los, sie klangen beinah wie ein einziger. Reimann stieß einen schrillen Schrei aus, der in ein Gurgeln, dann in ein ermatendes Stöhnen überging. Dann fiel er zu Boden; das Geräusch, mit dem sein Hinterkopf auf den Asphalt knallte, klang endgültig und verstörend in Mannhoffs Ohren.

Hektisches Geschrei überall, Fußgetrappel, das sich näherte, während die Welt vor Mannhoffs Augen nach und nach jegliche Farbe und allen Sinn verlor. Sein rechter Arm fühlte sich taub an, er konnte seine Finger nicht bewegen, was ihm neuerliche Angst einjagte. Gleichzeitig spürte er, wie ihm übel wurde.

Von all den Schüssen, die Reimann hatte einstecken müssen, waren mindestens drei Treffer beinah sofort tödlich. Es war bereits um ihn geschehen, als die Beamten mit gezückten Waffen näherkamen. Sein starrer Blick ging ins Nirgendwo, vielleicht folgte er dem Weg des flüchtenden Totengeistes.

Kriminalhauptkommissar Crenz saß mit verzerrtem Ge-

sicht am nassen Boden und hielt sich seinen Arm, in dem der Schmerz pochte. Die Wunde blutete stark, aber er würde nicht daran sterben. Wie viel Glück er gehabt hatte, vermochte er nicht in Worte zu kleiden, und er schüttelte ungläubig den Kopf.

Man gab ihm gestenreich zu verstehen, dass der reglos am Boden liegende Attentäter tot sei; eine Nachricht, die Crenz wütend machte. Ein weiteres Opfer, dachte er, ein weiteres sinnloses Opfer, und es gab keine Möglichkeit, wie es zu verhindern gewesen wäre; zumindest nicht in der Kürze der Zeit. Seine Männer mussten schießen, als sich ihnen die Gelegenheit bot, er machte ihnen keinen Vorwurf; es bestand höchste Gefahr für sein und auch ihr Leben. Reimann hätte gewiss ein weiteres Mal geschossen, da gab sich Crenz keinen Illusionen hin.

Wie er es auch drehte und wendete, Crenz kam immer wieder zu dem Schluss, dass Stefan Reimann von Anfang an zum Tode verurteilt gewesen war. Wer vom Totengeist auserkoren war, blieb auf der Strecke. Wenn in dieser Schlussfolgerung etwas Tröstliches steckte, so entdeckte Crenz es in diesen Sekunden nicht. Der Geschmack der Schuld blieb bei ihm wie ein treuer Hund.

Er dachte an Ben Fuller und fragte sich, ob er anders gehandelt hätte. Es war eine rein hypothetische Frage, die zu keiner Lösung führte, aber Crenz genoss es, sich das Hirn darüber zu zermartern, während er seinen Leuten zusah, wie sie sich um den Leichnam scharten.

Mit einer fahrigen Geste fuhr seine blutige Hand über sein Gesicht, das sich trotz des Regens heiß anfühlte, als ob er Fieber hätte. Dies war eine bezaubernde Vorstellung: Sich ins Bett verkriechen und die Decke über den Kopf ziehen. Nichts hören, nichts sehen, die Welt sich selbst überlassen.

Wie ein begossener Pudel saß Crenz auf dem kalten Asphalt der Straße, seine Kleidung war mittlerweile vollständig durchnässt.

Irgendwas vor sich hinmurmeln suchte er in seiner Jackentasche sein Handy, fand es jedoch nicht. Schließlich fiel ihm ein, dass er es vorhin achtlos zu Boden hatte fallen lassen.

Mit müden Schritten verschwand er im düsteren Haus, eine Spur seines Blutes hinter sich lassend.

\*\*\*

Immer wieder versuchte Ben Fuller, Crenz zu erreichen, doch erst nach seinem vierten Anruf hörte er endlich die Stimme des Kriminalhauptkommissars, die erschreckend müde und desillusioniert klang.

»Endlich!«, rief Ben erleichtert. Crenz erzählte ihm, was in der Zwischenzeit geschehen war, und obwohl es Ben unter den Nägeln brannte, ihm von Nenth's Anruf zu berichten, ließ er Crenz in aller Ausführlichkeit zu Ende reden. So erfuhr er von dem Drama, das sich in Nenth's Haus abgespielt hatte. Ben verzog das Gesicht und schüttelte resigniert den Kopf.

»Machen Sie sich keine Vorwürfe«, sagte er, als Crenz geendet hatte. »Sie hätten nicht vorhersehen können, was geschehen ist, und selbst wenn, hätte es womöglich nicht viel Sinn gemacht. Der Mann war im Grunde bereits tot, als der Totengeist in ihn eingedrungen ist.«

»Glauben Sie das wirklich?«

»Ganz sicher.«

Crenz seufzte leise auf. »Ich glaube es selber auch. Und dennoch möchte man daran verzweifeln. Verstehen Sie das?«

»Das verstehe ich sehr gut.«

»Wir müssen Nenth packen, koste es, was es wolle.«

»Auch hier hat sich etwas ergeben.« Nun endlich berichtete Ben von seinem Gespräch mit Zoltan Nenth. Crenz lauschte, ohne ihn ein einziges Mal zu unterbrechen. Ben hörte ihn lediglich einige Male erbst nach Luft schnappen.

»Er will Sie in Ihrer ehemaligen Schule treffen?«

»So ist es.«

»Werden Sie darauf eingehen?«

»Aber natürlich, ich habe wohl keine andere Wahl. Und zwar werde ich seinen Bedingungen folgen und allein kommen.«

»Das ist viel zu gefährlich. Er wird versuchen, Sie auszuschalten. Und mithilfe des Totengeistes hat er verdammt gute Chancen, dies zu schaffen.«

»Mag sein, aber Nenth hat eine gewisse Vorsorge getroffen. Ich kann nicht riskieren, dass ein weiterer Unschuldiger zwischen die Fronten gerät. Wir wissen beide, dass Nenth skrupellos ist.«

»Ben, lassen Sie mich Ihnen helfen. Sie können das nicht allein schaffen, das ist vollkommen unmöglich. Wie wollen Sie denn Lutz Bürger aufhalten?«

»Das wird mir schon gelingen. Machen Sie sich keine Sorgen.« Woher Ben diese Zuversicht nahm, hätte er nicht zu sagen vermocht. »Vielen Dank für Ihr Angebot; aber wie wollen Sie mir mit Ihrem lädierten Arm helfen?« Er lachte leise. »Ich glaube, Sie wären heute Nacht mehr Hemmnis als Hilfe für mich. Wenn Sie mich tatsächlich unterstützen wollen, dann behalten Sie immer Ihr Telefon im Auge. Ich werde Sie kontaktieren, sobald es mir möglich ist. Unter Umständen benötige ich den Einsatz Ihrer Kavallerie.«

Crenz versprach, so lange im Einsatz zu bleiben, wie es

nötig war. Dann wünschte er Ben viel Glück und beendete das Gespräch.

Stephanie wirkte niedergeschlagen, als Ben ihr sagte, dass er Nenth allein aufsuchen wollte; ihr war zwar klar, dass er gar nicht anders handeln konnte, aber alles in ihr sträubte sich dagegen, diese Tatsache zu akzeptieren. »Ich weiß nicht, ob mir dein neuer Beruf so gut gefällt«, sagte sie leise und sie klang so unglücklich, dass Ben sie betroffen anschaute. Liebevoll legte er beide Arme um ihre Schultern und zog Stephanie zu sich heran. Eine Weile standen sie so da und sagten nichts.

»Mach dir nicht so viele Gedanken«, erwiderte Ben schließlich. »Ich werde schon auf mich aufpassen. Ich werde ja auch nicht unbewaffnet dorthin fahren.« Er lächelte sie an, doch es schien ihm gründlich misslungen zu sein, denn Stephanie gab ihren Versuch, sein Lächeln zu erwidern, schnell auf. Es hing wie ein zitterndes Gespenst in ihren Mundwinkeln, dann brach sie in Tränen aus. Ihre Augen flehten ihn an, nicht zu gehen.

»Ich hab Angst«, schluchzte sie und drängte sich noch enger an Ben. Ihr Körper bebte vor Furcht und unaussprechlichen Schrecken. »Ich habe kein gutes Gefühl.« Sie wischte sich die Tränen weg und blickte ihm ins Gesicht. »Bitte, fahr nicht, Ben. Fahr nicht; es wird nicht gut ausgehen.«

Er nahm ihr tränenfeuchtes Gesicht in beide Hände. »Nichts wird geschehen«, sagte er sanft, aber mit Nachdruck. »Das verspreche ich dir.«

Ihren Augen sah er an, dass sie an seinen Worten zweifelte. »Ich habe kein gutes Gefühl, Ben«, meinte sie nochmals.

\*\*\*

Ben stieg aus Stephanies VW, den er genommen hatte, weil sein Wagen noch in Köln stand.

Von außen hatte sich an seiner ehemaligen Grundschule nicht viel geändert, wenngleich sie nun einen anderen Namen trug. Nach einer Weile erinnerte er sich an ihren früheren Namen: Hildegundis-Schule. Ben ging den breiten Weg entlang, der vor dem schweren Tor endete, das geschlossen war. Dahinter sah er einen Teil des verlassenen Pausenhofes. Er ging außen am Gebäudekomplex entlang und suchte nach einem offenen Fenster. Hin und wieder näherte sich ein Auto, dann suchte er Deckung hinter Büschen, weil er vermeiden wollte, entdeckt zu werden. Er setzte die Brille auf, welche gleichzeitig auch ein Nachtsichtgerät war, und die Dunkelheit schwand.

Ben hatte das große Gebäude annähernd zur Hälfte umrundet, als er endlich auf ein angelehntes Fenster stieß. Er stellte sich auf die Zehenspitzen und lugte ins Innere, konnte jedoch nichts Verdächtiges entdecken.

Er hievte sich am Fenstersims hoch und quälte sich in den dunklen Raum hinein, wobei er versuchte, so leise wie möglich vorzugehen.

Eine Kavallerie aus zahllosen Erinnerungen stürmte auf ihn ein, als er sich in dem Klassenraum umschaute. Woran er viele Jahre nicht mehr gedacht hatte, blühte nun wieder wie aus dem Nichts auf. Die Anordnung der Tische war ganz ähnlich wie früher, an den Wänden hingen selbst gemalte Bilder, die bevorzugt Sonnen und Seen und lachende Menschen zeigten, und er atmete einen feinen Duft ein, der ein Gemisch aus Putzmittel und Kreide war. Beinahe glaubte Ben, die maßregelnde Stimme eines Lehrers zu hören.

Er blickte zur Tafel hinüber und ein Schauer rann über seinen Rücken. *Willkommen in der Schule, Ben Fuller!*, stand dort in großen krakeligen Buchstaben. Er verzog das Ge-

sicht zu einer Grimasse und war froh, dass es dafür keine Zeugen gab.

Mit der Hightech-Brille, die den Klassenraum aus dem Dunkel lupfte, war es ein Leichtes, den Weg unbeschadet zur Tür zu finden. Leise knarrte und quietschte der Boden unter seinen Schuhen.

Der Gang lag unbeleuchtet vor ihm, auch von draußen drang kaum ein Schimmer herein; keine Laterne, kein Mondschein. Auch hier war der Geruch charakteristisch und er fühlte sich beinah zurück in die Vergangenheit gerissen, als er selber noch ein Schüler gewesen war.

Während Ben so leise wie möglich den Gang entlangpirschte, zog er seine Pistole. Er glaubte, dass er keine Hemmungen hatte, sie gegen Nenth zu verwenden; zumindest, um ihn kampfunfähig zu machen. Sollte mehr dabei herauspringen, würde er sich gewiss insgeheim auf die Schulter klopfen. Kein Mitleid mit der Bestie, hämmerte er sich ein.

Keinen Laut hörte er, zumindest nicht im Gebäude; nur hin und wieder fuhren Autos an der Schule vorbei, einmal hörte er die übermütigen Stimmen von Betrunknen, die nach Hause wankten. Beinah beneidete Ben sie wegen ihrer Ahnungslosigkeit.

Er versuchte, sich zu erinnern, wo sein damaliges Klassenzimmer lag. Es war ein Zimmer im Erdgeschoss gewesen, aber soweit er sich entsann, musste er den Weg, den er zuvor von außen gegangen war, nun wieder zurückgehen. Ben bog um eine Ecke, dann um eine weitere und sah, dass am Ende des Ganges die Tür eines Klassenraums offenstand und Licht hinausdrang.

Er atmete tief ein und aus. Dort würde er auf Nenth stoßen, da war er sicher. Die Brille nahm er ab, da er sie nun nicht mehr brauchte, sondern sie ihn im Gegenteil vermut-

lich eher stören würde.

Wenige Meter vor dem aus Bens ehemaligem Klassenzimmer herausquellenden Lichtkegel blieb er stehen, schloss die Augen und konzentrierte sich. Bilder surrten an seinem inneren Auge vorbei, Bilder von Gesichtern: Crenz, Schütte, Nenth. Und Stephanies Gesicht. Unhörbar atmete Ben tief ein und aus.

Noch immer hörte er keinen Laut, aber das irritierte ihn nicht.

Auch er machte kein Geräusch, als er sich der lichtumfluteten Türschwelle näherte. Er gab sich einen Ruck und betrat den Raum.

Nun gab es kein Zurück mehr.

Er sah Nenth, der hinten im Gang zwischen den beiden letzten Schulbänken stand und keine Überraschung zeigte, dass Ben so plötzlich den Raum betrat. Seine Miene blieb unbewegt, seine dunklen Augen ruhten auf Ben; ein Blick, so dunkel und schwer wie vorweggenommenes Unglück. Nenth war nicht allein. Neben ihm saß verloren und schwitzend ein alter Mann auf einem lachhaft kleinen und niedrigen Stuhl. Beinah glaubte Ben, er würde ihm ein verzerrtes Lächeln zuwerfen, aber es war Panik, die sein Gesicht entstellte. Nenth's Hand, die ein Messer umschloss, lag auf der linken Schulter des Greises. Er trug ein hellblaues Hemd, das blutgetränkt war.

Langsam dämmerte Ben, um wen es sich handelte. Aus den Tiefen seiner Erinnerung angelte er mit einiger Mühe die Silben seines Namens herauf.

»Pünktlich auf die Minute«, lobte Nenth und stieß sein unerträgliches Lachen aus, das Ben mittlerweile nur zu gut kannte. »Darf ich vorstellen? Alois Kretschmann. Sagt Ihnen der Name noch etwas, Fuller? Sollte er zumindest. Ich

habe Ihren ehemaligen Klassenlehrer ausfindig gemacht und dachte mir, es wäre eine Freude für Sie, ihn wiederzusehen. Bedauerlicherweise kann er sich nicht mehr an Sie erinnern. Nicht verwunderlich, schließlich sind ja mehr als zwanzig Jahre vergangen, seit sich Ihre Wege trennten. Also wird sich Ihre Enttäuschung hoffentlich in Grenzen halten; schließlich liegt es wohl nicht an Ihrer Mittelmäßigkeit. Und nun wissen Sie ja auch, was geschehen wird, wenn Sie entgegen unserer Absprache mit Verstärkung gekommen sind.«

»Ich bin allein gekommen«, presste Ben hervor. Er bemerkte, dass die Pistole in seiner Hand auf Nenth gerichtet war, aber einen Schuss wollte er nicht wagen, denn Nenth war nun hinter Kretschmann getreten, die Klinge des Messers hielt er vor die Kehle des alten, vor Angst zitternden Mannes.

»Lassen Sie den Mann frei, Nenth. Er hat nichts damit zu tun. Warum gefährden Sie Unschuldige?«

Nenth blickte nachdenklich auf die Glatze des alten Mannes vor ihm. »Weil ich Ihnen nicht traue.«

Ben sah das hektische Spiel seiner Zunge im geschlossenen Mund, die von einer Seite zur anderen tänzelte. Er hielt es für ein Zeichen von Nervosität, zumindest Anspannung. War Nenth sich seiner Sache nicht so sicher, wie er sich gab?

»Ich halte meine Zusagen.«

»Sehr vernünftig. Bevor wir ins Detail gehen, möchte ich Ihre Waffe haben. Legen Sie die Pistole auf den Boden und schieben Sie sie in meine Richtung. Wenn ich das Gefühl habe, dass Sie einen Trick versuchen, wird der gute Mann ein Problem haben, für das Sie ganz alleine die Verantwortung tragen.«

Alois Kretschmann starrte Ben mit großen viehischen

Augen an. Sein Mund stand halb offen, als bekäme er nicht genügend Luft. Ohne seine Pistole war Ben gänzlich hilflos, aber hatte er eine Wahl? Selbst wenn er nun einen Schuss wagte und Nenth traf, bestand noch immer die Möglichkeit, dass Kretschmann nicht ungeschoren davorkam. Das Risiko konnte Ben nicht eingehen.

»Wird es bald?«, herrschte Nenth ihn an. Die Klinge drückte in Kretschmanns weiches, schlaffes Fleisch am Hals. Ben hörte den alten Mann aufstöhnen, mehr aus Angst als vor empfundenem Schmerz.

»Schon gut!«, rief Ben. »Hier haben Sie sie.« Er bückte sich und schob die Pistole mit Wucht über den glatten Boden, sodass sie in Nenth's Richtung rutschte, der sie mit dem Fuß stoppte und dann aufhob, ohne Ben aus den Augen zu lassen.

»Sehr gut.«

»Nun können Sie den Mann loslassen, Nenth. Ich bin waffenlos.«

»Möglicherweise tue ich das. Später.«

»Welche verdammte Show ziehen Sie hier ab, Nenth? Glauben Sie wirklich, Sie kämen damit durch? Sie haben doch überhaupt keine Chance, es wird Zeit, dass Sie das endlich kapieren.« Ben blickte sich um und hob vielsagend die Arme. Mit einem herablassenden Lächeln in den Mundwinkeln sagte er: »Glauben Sie, es beeindruckt mich, dass Sie mich in diese Schule bestellt haben? Sind Sie wirklich so dumm? Was tun wir hier, Nenth? Können Sie mir das verraten?«

»Wir warten.«

»Etwa auf Bürger?«

Nenth's Gesicht verzog sich zu einem Grinsen. »Das werden Sie ja dann sehen. Es müsste gleich soweit sein.«

»Sie sind ein Irrer!«, entfuhr es Ben.

»Noch so eine Äußerung und Sie haben den Mann auf dem Gewissen!« Kretschmann quiekte auf, als er das Messer erneut an seiner Kehle spürte. Er verdrehte die Augen nach unten, was ihm ein schwachsinniges Aussehen verlieh. Diesmal floss tatsächlich Blut; ein dünnes Rinnsal versickerte in den Spalten am Hals des Greises.

»Alles klar, Nenth, ich bin ruhig.«

Nenth tätschelte den alten Mann am Hinterkopf. »Die Frage, wer hier dumm ist, wird noch zu beantworten sein.«

Die Zeit verging quälend langsam; wie viel genau, vermochte Ben nicht zu sagen. War es eine Stunde? Er stand ohne Regung auf der Stelle, obwohl er innerlich vor Nervosität vibrierte. Die bunten Zeichnungen an den Wänden verliehen dem Raum etwas Fröhliches und Freches. In der Luft hingegen schwebte das schwere Aroma der Angst und der Anspannung, die sie alle empfanden. Nenth war nicht weniger unruhig als Ben, das konnte man dem Mann anmerken, der ein schlechter Schauspieler war. Immer wieder fuhr seine blasse Zungenspitze über die Lippen und befeuchtete sie. Und ständig räusperte er sich, ein auf die Dauer nervtötender Laut. Wie er da neben dem Greis stand, hätte es eine idyllische Szene aus einem Film sein können; ein Sohn, der sich rührend um seinen alten Vater kümmert. Lediglich das mit Blut besudelte Hemd und die Panik in den Augen der Geisel zerstörten diesen Eindruck.

Ben überlegte, was er tun sollte, wenn Lutz Bürger hier erschien. In diesem Fall hätte er vermutlich einen weiteren Unschuldigen vor sich, der Befehle vom Totengeist erhielt. Vielleicht hätte Ben die Hilfe von Crenz doch nicht ablehnen dürfen. Doch was hätte es ihm gebracht?, fragte sich Ben. Auch mit seiner Unterstützung wäre der Totengeist nicht aufzuhalten gewesen.

Ben hörte Kretschmanns schweres Atmen, das einem Rö-

cheln ähnelte. Der Mann tat ihm leid, er verstand sicher die Welt nicht mehr und war vollkommen allein mit seiner Todesangst. Ben verzichtete jedoch darauf, Nenth erneut aufzufordern, den Mann freizulassen. Er würde seinen Trumpf natürlich nicht freiwillig aus der Hand geben, obwohl er selbst in diesem Fall die besseren Karten gehabt hätte, da er ja immer noch im Besitz von Bens Pistole war, die im Moment achtlos neben Nenth auf einem Tisch lag.

Vage erinnerte Ben sich an das Gesicht des alten Mannes, der in den ersten vier Jahren seiner Schulzeit der Klassenlehrer gewesen war. Soweit er sich entsann, hatte er nie Probleme mit ihm gehabt; eine seiner Stärken war gewesen, alle Kinder seiner Klasse gleichzubehandeln, niemand wurde benachteiligt, niemand hervorgehoben. Er bestärkte die Kinder in ihrem Glauben und nahm sie alle ernst. Kretschmann war ein guter und sensibler Lehrer gewesen.

Und nun saß er hier und befand sich in der Hand eines gewissenlosen Mannes, dem es egal war, ob Kretschmann lebte oder nicht. Ben ballte in einem Reflex seine Hände zu Fäusten. Der alte Mann musste ungeschoren aus dieser Sache rauskommen, das schwor er sich.

Hörte er plötzlich ein Geräusch? Irgendwas war an Bens Ohren gedrungen, ein ferner, vager Laut, nur konnte er ihn beim besten Willen nicht einordnen. Genauso gut hätte es ein Tier sein können, das auf nächtlicher Jagd war. Er äugte zu Nenth hinüber, um zu prüfen, ob er ebenfalls etwas gehört hatte, aber dessen Gesicht war zu verschlossen, so dass Ben nicht darin lesen konnte; lediglich die Zunge erforschte unentwegt die dunkle Höhlung seines Mundes. War der Mann des Wartens langsam überdrüssig? Konnte es vielleicht sogar sein, dass Bürger nicht kam? Leise Hoffnung stieg in Ben auf, als er sich mit diesem Gedanken befasste. Dann hätte etwas Nenth's Pläne durchkreuzt.

Der Laut wiederholte sich nicht und nach einer Weile sagte Ben sich, dass es nichts mit Lutz Bürger zu tun gehabt haben konnte. Von fern hörte er bald die Glocken zweier Kirchen in beinah dem gleichen Takt schlagen. Er hörte jeweils zwei Schläge. Seit zwei Stunden befand er sich also bereits in seiner alten Schule, beinah genauso lang in Nenth's Gefangenschaft. Das konnte Nenth so nicht beabsichtigt haben. Irgendetwas war geschehen.

Im Klassenzimmer wurde es empfindlich kühl. Ben schloss und öffnete seine Hände, um sie einigermaßen warmzuhalten, außerdem spannte er immer wieder die Muskeln seiner Arme an. Zudem schmerzten langsam seine Beine vom pausenlosen regungslosen Stehen. Er hob sie nacheinander an, um die Gelenke und Muskeln zu entspannen.

Nenth sah das und verzog sein Gesicht zu einer grinsenden Grimasse. »Geht es noch? Sie können sich gerne auch setzen.« Gönnerisch zeigte er auf einige der Stühle, die in Bens Nähe standen.

Ben winkte ab. »Ich werde lieber stehen bleiben.«

»Ganz wie Sie wollen.«

»Ich habe Durst«, sagte da Alois Kretschmann. Zum ersten Mal war seine Stimme zu hören, der Tonfall war der teuflischen Situation absolut nicht angemessen; sie klang sanft und leise, beinah melodiös. Eine Stimme, die wie geschaffen war für Diktate und die Reinheit der Grammatik. Sein Gesicht hingegen erzählte eine vollkommen andere Wahrheit, es war bleich und eingefallen. Sein ausgebranntes Fleisch glänzte im kalten Licht der Neonröhren, die Haut war so straff über den Schädel gestülpt, dass Ben fast glaubte, die Knochen hinter dem Gesicht schimmern zu sehen.

»Sie werden noch etwas warten müssen, alter Mann«,

gab Nenth zur Antwort. »Jetzt gibt es nichts zu trinken.«

»Aber lassen Sie ihn sich doch Wasser holen«, fuhr Ben dazwischen. »Dort in der Ecke ist ein Wasserhahn. Das ist doch nicht zu viel verlangt.«

»Ich sagte, dass ich es nicht erlaube. Mischen Sie sich da nicht ein! Er wird schon nicht verdursten.«

»Sehen Sie ihn sich doch an, Nenth. Der Mann hat einen Schwächeanfall.«

Nenth warf einen Blick auf Kretschmann, dessen Zustand sich in den letzten Minuten rapide verschlechtert hatte. »Er wird das schon überstehen.« Er legte ihm eine Hand auf die Schulter. »Nicht wahr, alter Mann? Du wirst dir das Ereignis nicht entgehen lassen?«

Keuchend entgegnete Kretschmann: »Ich wünschte, ich hätte genügend Kraft, mich Ihnen in den Weg zu stellen.«

Nenth drückte lachend Kretschmanns Schulter, so rüde, dass der schmerzhaft das Gesicht verzog. »Hast du aber nicht, alter Mann.«

»Ich würde Ihnen dermaßen in den Arsch treten, dass das verdammte Grinsen aus Ihrer hässlichen Visage verschwindet.«

Nenth zog seine buschigen Augenbrauen in die Höhe und für einen Moment machte er einen schockierten Eindruck.

Ben grinste in sich hinein und blinzelte dem alten Mann zu, glaubte aber nicht, dass er dieses Zeichen der Anerkennung erkannt hatte.

Plötzlich hörte er erneut einen Laut und diesmal gab es keine Täuschung darüber, dass er in der Schule aufgeklungen war. Schlagartig erhöhte sich der Schlag seines Herzens und jegliches Anzeichen von Erschöpfung schwand. Wenige Sekunden später vernahm Ben Fuller Schritte, die auf dem harten Boden des Ganges hallten. Wer immer da

kam, machte sich nicht die Mühe, leise zu sein.

Die Schritte wurden lauter und verstummten für einige Sekunden, als der Besucher in der Nähe der offenen Tür stand. Dann endlich betrat er den Raum.

Bens Gesicht, in dem wohl noch der Schatten des Grinsens hing, verzerrte sich und er hörte Nenth's Lachen, das höhnisch klang. Ben vermochte nichts zu sagen, Angst und Verzweiflung schnürten ihm die Kehle zu.

Auf der Schwelle zum Klassenraum stand Stephanie. Sie hielt ein Messer in der Hand. *Sein* Messer!

\*\*\*

*Ich hab kein gutes Gefühl!*

Ben entsann sich an Stephanies Worte. Hatte sie da bereits geahnt oder gewusst, was geschehen würde? War vielleicht zu diesem Zeitpunkt bereits der Totengeist Lutz Bürgers in sie geschlüpft, ohne dass er eine Ahnung davon hatte? Mein Gott, war das möglich?

Er glaubte, in einen endlos tiefen Abgrund zu stürzen. Sein Körper schien verrückt zu spielen. Wie aus dem Nichts begannen Muskeln in seinen Armen zu arbeiten und zuckten unter der Haut und sein Mund öffnete sich, aber er brachte kein Wort hervor. Es war beinah, als gehöre sein Körper einem anderen Menschen.

Während Stephanie langsam, beinah schlendernd näher herankam, wurde Ben erst so richtig bewusst, was ihr Auftauchen letztlich zu bedeuten hatte. Er schüttelte den Kopf und wollte die Wahrheit verleugnen, doch die Erkenntnis hatte sich nun wie mit Widerhaken in seinem Bewusstsein festgesetzt und ließ ihr Gift frei.

Sein Blick flirrte hinüber zu Nenth, der seine Arme ausgebreitet hatte, als wolle er Stephanie umarmen.

»Nenth, das können Sie nicht zulassen«, sagte Ben mit brechender Stimme und war sich bewusst, wie dumm und überflüssig seine Worte waren. Das war Nenth's Plan und er würde freiwillig nichts daran ändern. Aber dies einzusehen war Ben unmöglich. »Nenth, bitte ... Das geht nicht, das ...« Ihm gingen die Worte aus. Nur eines noch schlüpfte über seine Lippen: »Bitte!«

»Na, ist mir diese Überraschung geglückt, Fuller? Damit hätten Sie nicht gerechnet, was?« Zu Kretschmann gewandt, sagte er: »Das ist seine Angebetete, müssen Sie wissen.« Kretschmanns Augen blickten nach oben und sahen zu Nenth hinauf, der sich über den alten Mann beugte. »Sie wird sich nun von ihm trennen.« Nenth lachte, als hätte er einen guten Scherz gemacht.

Bens rechte Hand zuckte in die Hosentasche und fischte sein Handy heraus. In der gleichen Sekunde hallte Nenth's Stimme zu ihm hinüber. »Lassen Sie das! Wenn Sie jemanden anrufen, stirbt er!«

Verzweifelt blickte Ben auf den kleinen Bildschirm seines Handys, doch dann steckte er es wieder zurück. »Stephanie«, sagte er laut und beschwörend. »Kannst du mich hören?«

Es erfolgte keine Reaktion. Sie blickte ihn mit vor Angst geweiteten Augen an. Ihre Lippen zitterten.

»Kannst du mich hören?«

»Selbstverständlich kann sie Sie hören«, sagte Nenth. »Aber was nützt das? Sie wird trotzdem das tun, was Lutz Bürger will. Und er tut das, was ich will.«

Stephanie kam einen weiteren Schritt auf Ben zu, das Messer in ihrer rechten Hand entwickelte einen mörderischen Charme, die Klinge schimmerte kalt und scharf. Flirrend zuckte das Licht der Neonröhren über die Klinge.

Im gleichen Takt, wie sie sich Ben näherte, tat er einen

Schritt rückwärts, aber damit zögerte er das Unausweichliche nur um Sekunden hinaus, das wusste er. »Stephanie«, sagte er erneut. »Bitte!«

In ihrem Blick lag Erkennen, es war unzweifelhaft, dass sie alles mitbekam und doch nichts daran ändern konnte, was alles noch viel perfider machte, als es ohnehin schon war. Der Plan lag klar auf der Hand: Sie tötete Ben, dann richtete sie sich selber, wie es in den Fällen zuvor auch bereits geschehen war, und die Polizei hätte anschließend einen weiteren Doppelmord aufzuklären.

»Ich kann nichts tun«, hörte Ben da ihre angestrengte und verzweifelte Stimme, die fremd in seinen Ohren klang. »Er ist stärker. Er will, dass ich ... dass ich ...« Tränen liefen nun in Bächen über ihr Gesicht, das verzerrt und bleich war. »Lauf weg, Ben! Ich kann ihn nicht aufhalten. Lauf weg!«

Sah sie nicht, dass er das nicht tun konnte? Nenth würde den alten Mann niedermetzeln, sobald Ben nur einen Schritt zur Tür machte. Und was brächte eine Flucht überhaupt? Stephanie hätte er ganz sicher verloren, der Totengeist würde sie nicht mehr aus seinen Klauen lassen. Kurz wägte Ben ab, ob dieses Opfer angebracht wäre angesichts der kleinen Chance, dass er mit dem Leben davonkommen könnte. Stephanie, die Frau, die er liebte, und der alte Mann auf der einen Seite, Ben als möglicher Überlebender. Die Konsequenz dieses Planspiels lastete tonnenschwer und trostlos auf ihm, und er glaubte nicht, dass er auch nur einen Schritt in Richtung der Tür machen konnte.

Nein, das konnte er nicht, und er wollte es auch nicht.

Es musste eine andere Möglichkeit geben.

»Wirf das Messer weg, Stephanie!«, sagte Ben eindringlich. »Lass es fallen! Bürger wird dich nicht daran hindern können, so stark ist er nicht. Er ist nur ein jämmerlicher

Geist, ich weiß, dass du stärker bist. Stephanie, hörst du mich? Lass das Messer jetzt fallen! Wirf es fort!«

Er beobachtete sie, ihr Gesicht war vor Anstrengung gezeichnet, an ihren Schläfen traten dick die Adern hervor. Ihr Arm, der das Messer hielt, zitterte, als sei er unter Strom gesetzt. Sie versuchte, sich dem Befehl des Totengeistes zu widersetzen. Stephanie keuchte und stöhnte, dann schluchzte sie vor Enttäuschung auf und schüttelte so heftig den Kopf, dass Schweißtropfen oder Tränen durch den Raum perlten. »Ich kann es nicht! Er ist stärker, Ben. Er ist zu stark für mich!«

»Seien Sie nicht zu enttäuscht, Fuller. Sie hat wirklich alles gegeben, aber wie sie schon sagte, er ist einfach zu stark.«

Ben wandte sich zu Nenth um. »Bitte, Nenth, tun Sie etwas. Stoppen Sie ihn endlich. Sehen Sie nicht, wie groß ihre Qual ist? Das können Sie doch nicht zulassen. Ich flehe Sie an! Was immer Sie verlangen, ich werde es tun.« Ben kam auf Nenth zu, der ihn so interessiert beobachtete, als sei er ein seltenes Insekt.

Dann hob er seinen Arm, stieß das Messer in Kretschmanns Oberarm und zog die Klinge bis zum Ellbogen hinunter. Blut durchnässte im Nu das helle Hemd des alten Mannes, der laut und hysterisch aufschrie. Speichel troff von seinen Lippen.

»Noch einen Schritt näher, Fuller, und ich mache das Gleiche mit seinem Hals.« Er setzte die Klinge an Kretschmanns Kehle. Kretschmann zuckte auf seinem Stuhl zurück und stieß ein Wimmern aus.

Ben blieb stehen und hob beide Arme – die Geste des Verlierers. Hinter ihm kam Stephanie näher. Sie war noch zwei Meter von ihm entfernt, vielleicht auch weniger. Ben dämmerte, dass er nichts mehr tun konnte. Hier endete es

nun, in seiner alten Schule schloss sich der Kreis. Tränen liefen über sein Gesicht, heiß und dick und schwer wie Kugeln. Er war verloren und Stephanie ebenfalls. Ben flüster- te ihren Namen, seine Stimme klang heiser und zitterte.

Sie stand nun vor ihm, ihr Gesicht war eine Zerrmaske des Schreckens, der Panik und der Verzweiflung. Er nahm an, dass die Stimme in Stephanies Kopf sie weiterhin an- stachelte; es war schwer zu glauben, dass gegen ihren Ein- fluss keine Gegenwehr möglich war. Doch die Zahl der Opfer war Beweis genug.

Ben tastete nach ihrer linken Hand und ergriff sie, Ste- phanie erwiderte den Griff, das war ein tröstlicher Mo- ment. Vermutlich der letzte in ihrem Leben, denn sie hob plötzlich den anderen Arm. Er schwebte drohend über sie beide und Ben blickte zum Messer empor, wie gebannt von dem Augenblick.

»Es tut mir so leid, Ben«, sagte sie mit erstickter, toter Stimme. »Verzeih mir bitte. Ich liebe dich so sehr.«

Dann fuhr die Klinge hinunter und brachte den Tod.

\*\*\*

Der Raum wurde erfüllt von den Schreien dreier Men- schen, die gleichzeitig ausgestoßen wurden; sie kamen aus Nenths, Kretschmanns und Bens Mund. Ben war wie ver- steinert und blickte Stephanie an. Immer noch hielt er ihre Hand, die verkrampft den Griff erwiderte. Verständnislos blickte er auf das Messer, das bis zum Heft in ihrer Brust steckte.

Was war geschehen? Wieso war das Messer nicht in sei- nen Körper gefahren, wieso lebte er, während Stephanies Leben wich wie Luft aus einem alten Ballon?

Der Griff ihrer Hand wurde nachgiebig, dann verlor er

sie.

»Stephanie«, murmelte Ben und hielt sie in seinen Armen. Vorsichtig ließ er sie zu Boden sinken. Ihre Brust, in der das Messer steckte, hob und senkte sich hastig. Ihre Bluse und der Boden waren blutgetränkt.

»Hab ihn übertölpelt«, murmelte sie und Ben glaubte, ein Lachen in ihrer Stimme zu hören. »Er war sicher, dass er mich im Griff hat. Aber ich wollte nicht, dass du stirbst. Ich wollte das einfach nicht. Daher ...« Sie hustete und verzog das Gesicht zu einer Grimasse puren Schmerzes und für einen Augenblick befürchtete Ben, sie verlöre das Bewusstsein. »Daher hab ich all meine Kraft zusammengenommen und auf den Moment gewartet. Du warst mir immer wertvoller als mein eigenes Leben und ich glaube, du hast genauso gedacht. Das klingt wie Unfug, oder?«

Ben schüttelte den Kopf. In seinem Inneren hörte er einen endlosen Schrei, der sich mit Urgewalt seinen Weg bahnte, aber noch hielt er ihn unter Verschluss.

»Heißt es nicht stets ...« Wieder ein Hustenanfall, dem erst ein Stöhnen folgte, gleich darauf dunkles Blut, das aus ihrem Mund strömte. »Heißt es nicht immer, Liebe sei stärker als alles andere?« Sie lächelte ein letztes Mal ihr bezauberndes Lächeln. »Wir haben es dem Teufel gezeigt, nicht wahr?«

»Ja«, nickte er, während er hemmungslos schluchzte. Dennoch versuchte er zu lächeln, aber er scheiterte wohl, denn sie schüttelte tadelnd den Kopf, wie sie es so oft getan hatte, wenn Ben etwas Einfaches gründlich misslang.

»Sei nicht traurig, mein Schatz. Ich hab mein Leben verlor, aber du hast deines noch. Ich will, dass du es nutzt. Lass nicht zu, dass alles umsonst war. Hörst du?« Schwach übte sie Druck auf seine Hand aus. »Kämpfe ...«

»Was hast du getan, du Schlampe!«, brüllte Nenth außer

sich vor Wut hinter Bens Rücken. Er hörte die Schritte des Mannes auf dem harten Boden. Sie kamen näher. Ben blickte nicht auf, er wollte diese Sekunden zusammen mit seiner tapferen und dummen Stephanie verbringen.

»Stopp!«, hörte er da eine andere Stimme, die schrill diesen Befehl aushustete. Kretschmann? Was hatte der alte Mann im Sinn? Auch das war zweitrangig. Ben hörte ein polterndes Geräusch; er nahm an, dass es ein Stuhl war, der umfiel.

Zusammen mit dem strömenden Blut ging Stephanies Leben dahin, es erlosch einfach. Leben und Schmerzen schwanden aus ihrem Gesicht, das zu erstarren schien. »Erinnerst du dich an den Sonnenuntergang?«

Er musste nicht fragen, wovon sie sprach. Sie meinte jenen Sonnenuntergang ihrer ersten Begegnung, die sie direkt am Rheinufer verbracht hatten. Stundenlang redeten sie und verstummten schließlich, um den Zauber der einsetzenden Dämmerung zu verfolgen, der sie schließlich mit Wein zuprosteten. Diese Stunden, so dachte Ben manchmal noch heute, waren die schönsten und magischsten seines Lebens gewesen; Stunden, die so rasch wie Minuten vergingen. Er nickte, während Tränen von seinem Gesicht tropften. »Natürlich erinnere ich mich.«

Sie nickte. »Dann ist es gut«, antwortete sie. Sie verzog das Gesicht, vielleicht wollte sie noch etwas sagen, doch es gelang ihr nicht mehr. Mit einem Seufzen starb sie. Einfach so; das Leuchten in ihren Augen erlosch, als hätte ein dienstbarer Geist in ihrem Innern einen Schalter umgelegt.

Ben hörte einen Schuss, einen Schrei, dann einen weiteren Schuss. Er blickte kurz zurück und sah, dass Nenth zu Boden stürzte. Blut schoss aus einer verheerenden Wunde am Hals, die aussah, als hätte eine Faust von innen heraus sein Fleisch durchstoßen. Er blickte Ben an, sein Blick war

benebelt und doch voller Zorn. Aus seinem Mund kamen gurgelnde Laute. Sein Blut weitete sich unter ihm auf dem Boden aus. Langsam kroch und robbte er davon, aber auf seinem mühsamen Weg zur Tür verließen ihn immer mehr die Kräfte. Er wimmerte und röchelte und blieb schließlich liegen.

Bens Blick ging zurück zu Stephanie, die still vor ihm lag. Ihre Augen waren offen und blickten an ihm vorbei, als sähe sie an der Decke des Klassenraums ein gütiges Zeichen des Jenseits, das sie lockte.

Mit einer zärtlichen Geste strich er ihr eine Haarsträhne aus dem Gesicht, so wie sie es immer gemacht hatte. Dann wanderten seine Finger über ihr Gesicht und ihre Schulter hin zu dem Messer, wo sie verharrten. Er runzelte die Stirn. Bislang war es immer so gewesen, dass es verschwand; er war selbst Zeuge dieser unheimlichen Szene geworden, als Baltic starb. Nun aber blieb es, und auch den zitternden Hauch von Bürgers Seele entdeckte Ben nicht, der doch stets die Körper der toten Opfer verließ.

Plötzlich nickte Ben und ein Lächeln stahl sich in sein Gesicht. »Du hast ihn wirklich übertölpelt, mein Schatz. Weil dein Wille stärker war als seiner, schafft er es nun nicht, sich wieder zu befreien. Liebe ist stärker.« Er ballte seine Hände. »Sie ist stärker.«

In dieser Sekunde hauchte Zoltan Nenth sein unheilvolles Leben aus, während aus seinem blutigen Mund eine Salve von unheimlichen Krächz- und Stöhnlauten drang.

Ben umfasste den Griff des Messers und erstarrte, während er überrascht nach Luft schnappte. Für eine Sekunde war ihm so, als hätte er einen elektrischen Schlag erhalten, wodurch sich die Haare auf seinen Unterarmen aufrichteten, und etwas, das sich anfühlte wie der eiskalte Hauch einer fremden Erkenntnis, zog durch Bens Geist. Verwirrt

schüttelte er den Kopf und zog die Klinge aus der Wunde. Er hörte das schmatzende Geräusch. Die Klinge war rot vom Blut.

Ben vernahm das ferne Echo zahlloser Stimmen, die raunend durch seinen Kopf geisterten und ihn mehr und mehr füllten, bis er fast befürchtete, der Druck würde ihm die Augen raustreiben. Die Stimmen, fein und träge wie Fliegengesumm, erzählten und wimmerten, sie baten und forderten; so kam es ihm vor, doch bevor es ihm gelang, ihnen seine ungeteilte Aufmerksamkeit zu schenken, verschwanden sie plötzlich. Das Druckgefühl in seinem Schädel schwand sofort, als die Mästung aufhörte. Ben atmete auf und steckte das Messer in die Innentasche seiner Jacke, als er Schritte hörte. Dann legte jemand eine Hand auf seine Schulter. »Es tut mir so leid, mein Junge«, sagte Kretschmann. Stumm ergriff Ben seine eiskalte Hand und für eine Weile spendeten sie einander Trost in einer Nacht, die nur Verzweiflung und Schmerz für sie bereithielt.

\*\*\*

Tage vergingen. Die Beerdigung stand an, die Ben irgendwie überstand, ohne am Grab die Nerven zu verlieren. Er sprach mit vielen Menschen. Mit Menschen, die seine oder Stephanies Freunde waren. Sie spendeten ihm Trost, so gut es ihnen möglich war. Ihre Eltern, die in Münster lebten, wohnten einige Tage bei Ben. Seine Befürchtung, dass Vorwürfe unumgänglich waren, bewahrheitete sich Gott sei Dank nicht. Im Gegenteil, sie waren in dieser Zeit eine große Hilfe für Ben, wofür er ihnen sehr dankbar war.

Auf der Beerdigung lernte er auch die Familie von Kriminalhauptkommissar Crenz kennen. Seine Frau Judith, die,

was Größe und Frisur anbelangte, ein wenig Ähnlichkeit mit Stephanie hatte, nahm Ben in den Arm und sagte, dass sie alle ihm in dieser schweren Zeit beistehen würden. Überrascht dämmerte ihm, dass dies keine leeren Worte waren, und überwältigt von dieser Fürsorge dankte er ihr. Crenz' Tochter hieß Melanie, doch genau wie Ben wurde auch sie lieber mit einer Kurzform ihres Namens angesprochen; nämlich Mel. Sie war, wie er später erfuhr, zehn Jahre alt und für ihr Alter ein erstaunlich ernsthaftes Kind, in dem die Seele einer reiferen Person zu stecken schien. Obwohl Ben an diesem Tag verständlicherweise am Boden zerstört war und, so kam es ihm zumindest vor, nichts weiter als genuschelte Plattitüden von sich gab, schloss Mel ihn vorbehaltlos in ihr Herz.

Von all den Gesprächen, die Ben führte, blieb ihm ein Telefonat besonders nachdrücklich im Sinn. Er führte es einen Tag nach den Geschehnissen in der alten Schule mit Jacques Baptiste, dem Leiter der United Nations International Paranormal Activity Force.

»Ben«, sagte der Mann, »es tut mir furchtbar leid, was geschehen ist. Ich wünschte, ich könnte es ungeschehen machen. Ich wünschte es wirklich.«

»Aber Sie können es nicht.«

»Nein, das kann ich leider nicht. Wenn es irgendetwas gibt, das ich für Sie tun kann, dann scheuen Sie sich nicht, es mir zu sagen. Ich will, dass Sie wissen, dass wir alle hinter Ihnen stehen. Niemand kann Ihnen die Last nehmen, die Sie zu tragen haben, aber vielleicht gibt es das eine oder andere, das die Last vielleicht ein wenig abmildert.«

»Danke«, sagte Ben Fuller aufrichtig, »das ist sehr nett von Ihnen. Aber im Moment gibt es wohl nichts. Ich brauche Zeit. Zeit heilt alle Wunden, so heißt es, ich muss mich wohl ein wenig in Geduld üben, bis der Schmerz nach-

lässt.«

»Vielleicht macht es Sinn, wenn Sie nach New York kommen. Selbstverständlich erst dann, wenn Sie all Ihre Pflichten in Deutschland erledigt haben. Vorausgesetzt natürlich, Sie möchten Ihre Aufgabe weiterführen. Vielleicht kommt diese Frage zu einem vollkommen falschen Zeitpunkt, aber ich stelle Sie Ihnen dennoch: Möchten Sie weiterhin für uns tätig sein?«

Ben hatte bis zu diesem Telefonat nicht einen Moment über diese Frage nachgedacht, wie er nun selber überrascht feststellte, dennoch kam seine Antwort ohne jegliches Zögern: »Sehr gerne.«

Er spürte die Erleichterung in der Stimme des Franzosen auf der anderen Seite des Atlantiks, wenngleich er nur ein knappes »Wunderbar« von sich gab.

»Ihre Zusammenarbeit mit Kriminalhauptkommissar Crenz klappte sehr gut, wie ich herausgefunden habe. Sie scheinen ein gutes Team gewesen zu sein. Was halten Sie von ihm?«

»Woher wissen Sie, dass unsere Zusammenarbeit so gut klappte?«

Baptiste lachte dröhnend. »Das war nun wirklich nicht schwer herauszufinden. Unterschätzen Sie die Fähigkeiten unserer Organisation nicht.«

»Ich denke schon, dass Crenz ein Typ ist, auf den man sich verlassen kann. Warum fragen Sie nach ihm?«

»Nun, unter Umständen wäre auch er ein Kandidat für uns. Sie würden dann als Team arbeiten. Wenn Sie keine Einwände haben, versteht sich.«

»Das wäre sicher ein gute Idee«, sagte Ben, von dem Tempo überrascht, das Baptiste vorlegte, »aber ich kann mir nicht so recht vorstellen, dass Sie eine Zusage von ihm bekommen.«

Ein kurzes vielsagendes Zögern entstand am anderen Ende der Leitung, und bevor Baptiste fortfuhr, wusste Ben bereits, was nun folgte. »Ben, wir haben ihn bereits gefragt.«

Nun war es an Ben, eine Weile zu schweigen. »Und was sagte er?«

»Ich wollte natürlich erst Ihre Meinung abwarten. Aber nun, da Sie es ja ganz ähnlich sehen wie ich, darf ich Ihnen sagen, dass Crenz seit wenigen Stunden unser neuester Mitarbeiter ist. Mittlerweile dürfte die Tinte auf dem Vertrag schon getrocknet sein.«

E N D E

